16/1987 PREIS 0,80 Mark DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Mission Euphrat

Syrien aus der Weltall-perspektive

Reise-Foto-Wett-bewerb

Gewinnen Sie mit Ihrem besten Ferienmotiv

RAFik von RAF

Ein Mini-Bus mit vielen Varianten

Kein Respekt vor Elefanten

Uwe Kant und FW-Reporter Detlev Steinberg auf Chinas größtem Strom

★ Inhalt

Literarische Reisereportage
Uwe Kant und FW-Fotoreporter Detlev Steinberg auf dem Weg zu Chinas größtem Strom
Seite 4

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Porträt
Der Mann, der Ernst Thälmann schützte **Seite 16**

Wirtschaft
Minibusse aus Riga, in vielen Varianten **Seite 20**

Reisefoto-Wettbewerb **Seite 25**

Serie
Erinnerungen eines Arktisforschers **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Eine kolossale Schweinerei **Seite 28**

Musik
Die Moskauer Rockgruppe „Stas Namin“ **Seite 30**

Historische Orte
Das Goldene Gäßchen **Seite 32**

Erzählungen
Jordan Raditschkow: „Der Fuchs, der tat, als wär er tot“ u. a. **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberer Hottab“ **Seite 40**

Erdgastrasse
Eine Landschaft am Ural verändert sich **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Tourismus
Aus dem Reiseangebot in die Sowjetunion zwischen Herbst und Winter **Seite 46**

Polemik **Seite 49**

Tierstudien
Auf der Wiese und in fernen Wäldern **Seite 50**

Kosmos
Ein sowjetisch-syrisches Trio in Forschungsmission bei Mir **Seite 52**

Titelfoto:
Detlev Steinberg fotografierte in Nanjing in der VR China die steinernen Wächter der berühmten Ming-Gräber

Redaktionsschluß für dieses Heft: **27. 7. 1987**

★ Im Blickpunkt

Die Köstes haben nie gefehlt

Das VIII. Turn- und Sportfest – und m e i n siebtes! In meiner Erlebnissammlung fehlt nur das erste. Aber ich war 1954 ja auch erst elf Jahre alt. Repräsentiert wurde die Familie Köste damals trotzdem, und zwar durch Vater und Mutter. Wir waren mächtig stolz, als mein im Sport unermüdlich tätiger Herr Papa bei den Altersturnern den vierten Platz belegte.

Schon zwei Jahre später fuhren die Köstes zu dritt nach Leipzig. Also auch ich. Wegen meines zweiten Platzes bei den DDR-Meisterschaften vom Fachausschuß Turnen zum besten Pionier des Bezirkes Frankfurt/Oder „geschlagen“, war das eine Auszeichnungsreise für mich. Mein Hotel war eine Schule, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend war ich unterwegs und genoß die unverwechselbare Atmosphäre des Sportfestes, der ich bis zum heutigen Tag nie habe entsagen können. Immer dabeisein, das wurde meine Devise.

Beim „III.“ war ich als Mitwirkender bei der Sportschauübung des Turnverbandes erstmals aktiv, und beim „IV.“ bestritt ich als Meisterklasseturner mein erstes großes Turnier. Ich werde die Leipziger Tage des Jahres 1963 deshalb nicht vergessen, weil sie mit dem ersten von zwei Siegen über den weltmeisterlichen Turner Michail Woronin verbunden sind. Es war damals Mischas erster internationaler Auftritt, und mit einem Lächeln im Knopfloch erinnere ich mich daran, daß ich ihn zum zweiten Mal bei seinem letzten Auftritt schlug – bei Olympia 1972 in München. Dazwischen nie…

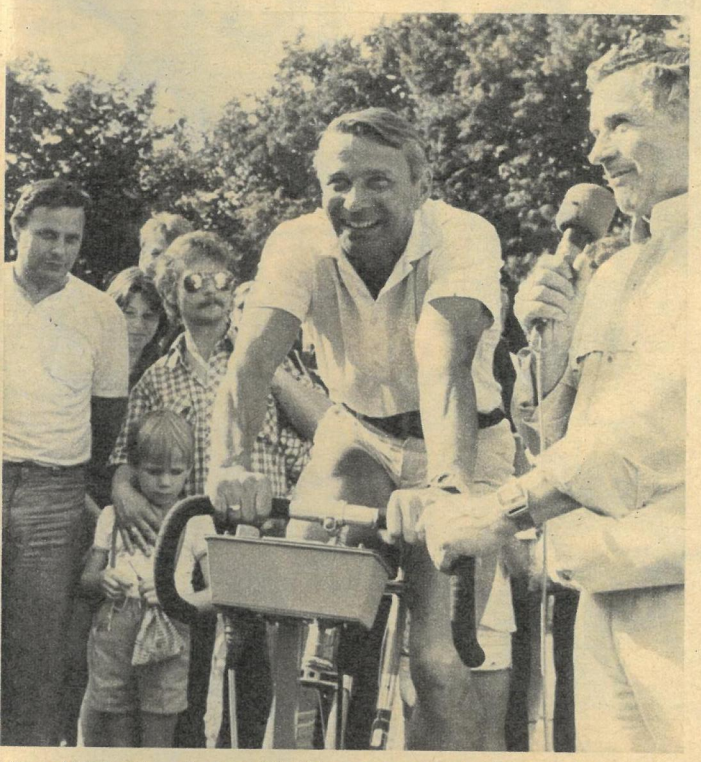
Es war eine schöne Erfahrung, daß fortan auch als Leistungsturner – als Olympiasieger und zweimaliger Europameister – mein Kontakt zum Sportfest immer enger wurde. Mittlerweile schon fast ein Inventarstück, fehlte ich nie. Ich konnte von diesem Fest nicht lassen. Immer wartete ich darauf, im Kleinen wie im Großen, daß man mich brauche – ob als Student oder Leistungssportler, als Trainer oder Lehrer im Hochschuldienst. Bei der Eröffnung letzter Fackelträger zu sein und die Pylone zu entzünden, war ebenso ehrenvoll wie die wiederholte Mitgliedschaft im Festkomitee, die Übungsleiterfunktion im Übungsverband Sportstudenten oder die ungelernte Arbeit eines Moderators beim Schauturnen. Unvergessen wird mir auch bleiben, daß ich gerade während der Sportfeste meine Freundschaften zu weltberühmten Turnern wie Nikolai Andrianow, Sawao Kato und Shigeru Kasamatsu vertiefte. Freundschaften, die mich stets stark inspirierten.

Und wenn anfangs von Vater und Mutter Köste die Rede war: Auch deren Enkel sind Sportfest-Kinder, sowohl meine Söhne Matthias und Michael wie auch unsere Tanja, in dieser Woche Mitglied des DTV-Übungsverbandes. Meine Frau sowieso. Sie war früher bei den Sportstudenten dabei, später führte sie als Trainerin ihre Schützlinge zur Spartakiade.

Die Köstes haben also seit Generationen nie gefehlt. Es wäre ja auch gelacht, wenn's bei unserer Familie anders wäre. Die Turn-„Dynastie“ der Köste wünscht allen Sportfesttage '87, die sie nie vergessen mögen. Beim Mitmachen Freude haben, so war's bei uns jedenfalls immer.

Klaus Köste

Fotos: ZB-Altwein, Kluge



Klaus Köste (2. v. r.), einst Weltklasseturner, Olympiasieger im Pferdsprung und zweimaliger Europameister am Reck, Diplomsportlehrer, heute Cheftrainer und Lehrer im Hochschuldienst.

FÜNF MILLIARDEN

von Karl-Eduard v. Schnitzler

Matej Gaspari heißt er: Der fünfmilliardste Mensch auf der Welt. In jeder Minute werden auf unserer Erde 150 Kinder geboren. Der Chef der UNO-Stiftung für Bevölkerungsfragen und die statistische Wahrscheinlichkeit sprachen für den 11. Juli 1987, 9 Uhr früh: So habe man den jugoslawischen Matej aus Zagreb symbolisch als das Menschenkind willkommen geheißen, das die fünfte Milliarde vollmacht. Im Jahre 2010 – Matej ist dann 23 Jahre alt und wahrscheinlich Vater – steigt die Weltbevölkerung auf sieben, in seinem 44. Lebensjahr auf acht Milliarden, schätzen Wissenschaftler.

Ein anderer hat schon vor 180 Jahren das Weltbevölkerungsproblem „gelöst“: Elend, Naturkatastrophen, Hunger und Kriege würden für ein „Gleichgewicht“ sorgen und den Bestand der Menschheit sichern. Der Mann hieß Thomas Malthus, lebte von 1766 bis 1834, seine „menschenfreundliche Theorie“ nennt man Malthusianismus. Seither ist dieser britische Vulgärökonom im Dutzend und seriös widerlegt worden. Dennoch gibt es noch Malthusianer. Sie zählen die Katastrophen, unterlassen vorbeugenden Schutz vor Überschwemmungen, Erdbeben und Hungersnöten und verbreiten Malthus's Forderung nach geschlechtlicher Enthaltsamkeit und Einschränkung der Armenunterstützung. Andere Neo-Malthusianer setzen auf nukleare Waffensysteme, SDI und neue Kurzstreckenraketen.

Wenn Matej Gaspari und die mit und nach ihm Geborenen das Leben leben wollen, ist im europäischen Haus Hausfrieden geboten, im Weltgebäude Weltfrieden; ungeachtet dessen, daß die Wohnparteien auf den verschiedenen Etagen das Diesseits und das Jenseits auf unterschiedliche Weise betrachten, und der eine im Leben einen anderen Sinn sieht als der andere. Aber leben wollen sie.

1990 soll – so will es der UNESCO-Exekutivrat – zum „Weltjahr der Alphabetisierung“ erklärt werden. Derselbe Vorschlag ist auch dem Wirtschafts- und Sozialrat der UNO in Genf unterbreitet worden; woraus ersichtlich ist, daß das Leben etwas mit der lebenslangen Aneignung von Wissen zu tun hat, mit der Demokratisierung des Bildungswesens, der Überwindung von Hunger und Seuchen, vor allem mit der Erziehung zum Frieden.

Der Begriff gebildete Nation entstammt der sozialistischen Terminologie, und im realen Sozialismus ist er Praxis.

In den USA, so der amerikanische Arbeitsminister E. Brock, erhalten jährlich „rund 700 000 Schüler ein Abgangszeugnis, das sie selbst nur mit Schwierigkeiten oder gar nicht lesen können“. Es sei „eine nationale Tragödie, daß 7 bis 15 Prozent der erwachsenen USA-Bürger als funktionelle Analphabeten gelten, weil sie das Lesen und Schreiben nicht beherrschen oder erhebliche Probleme mit dem Verständnis von Texten haben“.

Aber wie sollen wir Erwachsenen in unserem europäischen Haus und im komplizierten Weltgebäude unser Jahrhundert nuklearwaffenfrei machen, wenn nicht alle die Texte der Lösungen, die auf dem Tisch liegen, lesen können, damit man sie versteht und verwirklichen hilft?

Manchmal konnte man den Eindruck haben, als ob einige Maßgebliche im Westen tatsächlich nicht lesen können; denn wie wäre sonst zu erklären, daß manche statt „Gustav“ „Gasthof“ verstanden und nicht mit weniger, sondern mit mehr Waffen „Frieden schaffen“ wollten; daß amerikanische Führer darauf bestanden, mal „ein Berliner“ zu sein, mal „ein Contra“, mal „Heilsbringer“ im Nahen und Mittleren Osten?

Nuklearkrieg würde das Ende der Menschheit bedeuten. Hunger, Verelendung, Analphabetismus, Arbeits- und Obdachlosigkeit stellen eine Zeitbombe mit globaler Sprengkraft dar. Abrüstung ist also ein Schlüssel zur Lösung beider Menschheitsfragen: des Weltfriedens (bei Gleichheit und gleicher Sicherheit) und der sozialen Unterentwicklung, einschließlich des Welthungers. Man muß wissen: Wenn nur 1/5 der Rüstungsausgaben eingespart würde, gäbe es im Jahr 2000 keine Arbeitslosigkeit. Nur 0,5 Prozent eingesparter Rüstungsausgaben reichten, um die Agrarfrage zu lösen und im nächsten Jahrzehnt den Hunger in der Welt zu bannen.

Der jüngste sowjetische Vorschlag – das ganze System anderer Lösungsangebote sozialistischer Regierungen ergänzend – erweitert die doppelte Nullösung vom europäischen Kontinent auch auf Asien, gibt dem Problem der Abrüstung globalen Charakter, stellt durch die Einbeziehung aller Mittelstrecken-Raketen einschließlich der operativ-taktischen den Einstieg in die de-facto-Abrüstung dar. Kernwaffentragende Schiffe und Flugzeuge und die Minderung konventioneller Waffen auf das Minimum, das jede Angriffshandlung ausschließt, sollen folgen.

Dieses Angebot ist eine neue sowjetische Vorleistung. Jetzt gilt es, Nägel mit Köpfen zu machen. Der nahezu vorbehaltlosen Zustimmung von Tokio bis Washington und London, von Singapur, Neuseeland und Indonesien bis Griechenland, Belgien und Schweden – das ist der Stand im Augenblick, da dieser Artikel geschrieben wird –: Diesem verbalen Ja muß nun die Materialisierung folgen: Guter Wille, reale Prüfung, ernsthafte Verhandlungen, Abkommen, Verträge!

Es geht ums Leben! Ums Überleben von mehr als fünf Milliarden Menschen! Um Matej, Iwan und Fritz, René, Jim, Tom und Sergio – wo auch immer Kinder geboren werden.

Sie alle will man „vor dem Kommunismus retten“? Mit solchen Mitteln, die die Menschheit ausrotten? Über fünf Milliarden? Sollten nicht vielmehr die „Mittel“ unter Kontrolle gebracht und ausgerottet werden?

Es lohnt sich schon, wenn der fünfmilliardste Mensch geboren und der Weg zum Weltfrieden begehbar gemacht wird, darüber nachzudenken, wie unser europäisches Haus, wie die Welt, in der wir leben, aussehen werden, wenn die heute Geborenen Schulkinder sind, Lehrlinge, Meister, Studenten, Wissenschaftler, Väter und Mütter der nächsten Generation.

Brot für alle hat die Erde, man muß es nur richtig verteilen. Leben für alle gibt es auf der Erde, wenn wir heute vernünftig sind. Und keine Malthusianer.

Daß in China sehr viele Menschen leben, darüber gibt es gesicherte Erkenntnisse. Aber wie leben sie und wie verschieden leben sie? Der Schriftsteller Uwe Kant und FREIE WELT-Fotograf Detlev Steinberg sollten eine Reise auf dem Changjiang unternehmen und auf und neben dem Großen Fluß – soweit es Sprache und Anstand erlauben – nachsehen, was die Menschen tun, denken, fühlen. Dabei stand ihnen unsere Partnerzeitschrift „Weltwissen" sehr hilfreich zur Seite. Aber, bevor es auf den Changjiang geht, hat ihre Reise dieses Vorwort.

UWE KANT

Die Gänse auf dem Dach oder

China zwischen zwei Lidschlägen

Ein Vor-Wort

mit Fotos von Detlev Steinberg

Anlegestelle Badong am Mittellauf des Changjiang.

FREIE WELT
EXKLUSIV
en

China zwischen zwei Lidschlägen

Gänse auf dem Dach eines Autobusses. Du liebe Güte, wir hatten zu dem Zeitpunkt schon andere Sachen gesehen. Gerade kamen wir von den buddhistischen Skulpturen in Dazu; wir waren schon an tausendundeiner Straßenküche vorbeigeschritten (vorbei, denn man verpflegte uns reichlich in Speise-

Start an der Großen Mauer: Uwe Kant (rechts) und Detlev Steinberg.

sälen); wir hatten schon auf der Grundlage persönlicher Bekanntschaft sowie auch Völkerfreundschaft Rabatt-Abreden mit Wuhaner Hosenhändlern getroffen, allerdings zu Schiff und ohne uns der Adressen zu versichern, so daß wir sie nachher auf dem Land nicht wiederfinden konnten, denn die großen Städte der Chinesen sind wirklich groß, und es sieht darin verwirrenderweise immer so aus, als verkaufte die eine Hälfte der Einwohnerschaft der anderen Hälfte gerade alle Hemden, Blusen, Kleider, Kühlschränke, Feuerzeuge, Taschenmesser, Korbstühle, Blauanzüge, Grünanzüge, Jeans und auch Farbfernseher und Stereo-Geräte der Welt, wofür sich die andere Hälfte mit der Herstellung echt chinesischen Essens dienlich erweist, während eine weitere Hälfte (von kleineren Einheiten zu schweigen) dem Transportwesen obliegt, alles vorbeischleppt, karrt, fährt, was sich im Lande nur finden läßt an beweglichen Gütern, und zwar immer in Quantitäten, die man bei uns zu Hause dunkel als Größenordnungen zu bezeichnen pflegt – immer an der Grenze der Belastbarkeit von Mensch oder Fahrzeug. Beim gebildeten Leser mögen sich mathematische Bedenken regen, aber, angesichts und eingedenk chinesischer Mengen und Maße von d r e i Hälften zu sprechen bedeutet keineswegs Schwarmgeisterei, sondern vielmehr ein nüchtern-rechnerisches Herangehen. Hatten wahrlich andere Sachen gesehen, auch auf Autobusdächern schon. Zum Beispiel die mehr oder weniger aufgeblasenen schwarzen Schlauchboote für sechsunddreißig Personen auf den Linienbussen der Stadt Chongqing, die nachher selbstverständlich gar keine Schlauchboote waren, sondern Gas-Säcke, die den Treibstoff für die immer krachend vollen Busse enthielten, die in Chongqing womöglich noch überfüllter sind als in Beijing, Nanjing, Wuhan, weil hier in Chongqing das Fahrrad als Entlastung entfällt – davon später. Die Gänse aber waren wirklich Gänse. Sie saßen dort oben ganz locker und entspannt. Kein Zaun zäunte sie ein, kein Netz überspannte sie, weder an Flügeln noch Hälsen waren sie aneinander gefesselt, gekettet, geschmiedet. Es ging ihnen viel besser als jenen, die wir zuvor in seltsamen Verstrickungen links und rechts an einem Trageholz hatten baumeln sehen. Es ging ihnen gut. Aber wie ging das zu? Und wie sollte das weitergehen bei Weiterfahrt? Die Fragen waren drängend – aber waren sie auch wichtig? Erst bei dritter Wiederkehr der Erscheinung wandten wir uns damit an unseren strapazierten Übersetzer, der zu seiner Erholung gerade ein Gespräch auf Chinesisch mit unserem örtlichen Begleiter führte.

„Es sind Gänse", sagte er freundlich und milde, „es handelt sich um Gänse!"

„Ja, natürlich, aber was machen die da? Wie verhält es sich mit diesen Gänsen?"

„Na, sie fahren zum Markt. Sie werden zum Markt gefahren."

„Ja, ja, einen Ausflug werden sie ja nicht machen. Aber wieso fallen sie nicht runter?"

„Ach, das werden sie schon nicht machen…"

Im Stande der frohen Zuversicht ließen wir das Thema fallen. Das Rätsel blieb ungelöst. Wer will, mag sich immerhin vorstellen, die Gänsevermarkter im Inneren des Busses hätten durch geheimnisvolle Schlitze hindurch ihre Tiere an den Beinen festgehalten. Es ist wirklich nicht wichtig.

Aber vielleicht taugt es als Beispiel:

Wir haben nicht auf allen Dächern nachgesehen. Nicht einmal alle Fragen, die uns eingefallen sind, haben wir gestellt. Und wie viele werden uns nicht einmal eingefallen sein? Wir haben auch nicht alle Antworten erhalten. Nicht jeder Chinese weiß alles über China. Nicht jeder sagt alles. Oder: Auch ein Ökonom kann schweigen. Manchmal waren wir unaufmerksam, manchmal konnten wir uns nicht verständlich machen. Wir sahen China einundzwanzig wunderbare unerhörte lange Tage lang – wir sahen China zwischen zwei Lidschlägen.

Einmal vor einem dreiviertelmannshohen Korb voller Enteneier in der Hitze des Mittagsmarktes von Yichang äußerten wir uns skeptisch hinsichtlich Haltbarkeit und Frische. Der Übersetzer sagte es der verantwortlichen Bauersfrau weiter. Die streifte uns, unsere noch bleichen langen Nasen mit belustigtem Blick, sprach mit einschränkender Geste: Ach, die haben keine Ahnung!

War diese Äußerung, diktiert von der entschlossenen Verteidigung des Gewinns, welchen zu erzielen die Bauern und Händler derzeit aufgerufen sind, auch ein wenig schroff, so war sie doch überwiegend zutreffend. Und zwar nicht einmal so sehr im speziellen Fall, sondern mehr noch in übergreifendem Sinne. Kamen wir nicht nach China wie jener schreckliche Laie ins Fußballstadion, der alsbald stirnrunzelnd die albernste Frage der Welt vorbringt, warum wohl zweiundzwanzig Männer um einen Ball stritten? Nein, so dumm waren wir nicht – aber China ist auch viel größer als ein Stadion. (Übrigens trafen gleich darauf Menschen ein, K ä u f e r , die der Verkäuferin durchaus gewachsen schienen, prüften sie doch jedes Ei mit solcher Akribie, als ginge es mindestens um echte oder falsche Diamanten für die Kronjuwelen.)

An den einundzwanzig Tagen, zwischen zwei Lidschlägen, gingen wir zu Fuß so oft und so lange es sich nur machen ließ. Dies schien uns eine redliche und richtige Methode, so meinten wir, den Menschen und den Dingen halbwegs nahe zu kommen. Nahe wohl – aber weit wären wir damit allein nicht gekommen. (Und Weite gehört gewiß auch zum Wesen des ungeheuren Landes.) So sahen wir manches Bild durch die besänftigend verschatteten Fenster von Mercedes-Wägen; sahen auch von weit oben herab aus Boeing-Bullaugen; befuhren den Changjiang, den gewaltigen Fluß, als Passagiere der Höchsten Klasse (das ist die zweite, eine erste gibt es nicht, was für eine Art Aberglauben mag da walten?); atmeten die kältere Luft, die aus den Klimaanlagen kleiner japanischer Busse pfiff.

Auch schliefen wir überwiegend in einigermaßen feinen, jedenfalls bequemen und großen Hotels, in denen es auch an den Beschwörungs-Schärpen des neuzeitlichen weltumspannenden Keimfrei-Kultes nicht fehlte: Für Sie sterilisiert.

Will sagen, fürs Fortkommen und zur Aufrechterhaltung der Arbeitskraft hatten wir stets sehr gute Bedingungen, die freilich ihrer Natur nach, notwendigerweise, den Beobachtungsmöglichkeiten, der Tiefenschärfe, Grenzen zogen.

★

Die ersten beiden Tage der Annäherung verwachsen zu einem vielstündigen Monstre-Tag mit ungewisser Struktur und verschwimmendem Umriß. Die Stunden ließen sich vielleicht rekonstruieren, aber Tages-Ordnung ist auch auf diese Weise nicht mehr hineinzuzwingen. Zeit und Entfernung sind eine ganz neue Art Verbindung eingegangen.

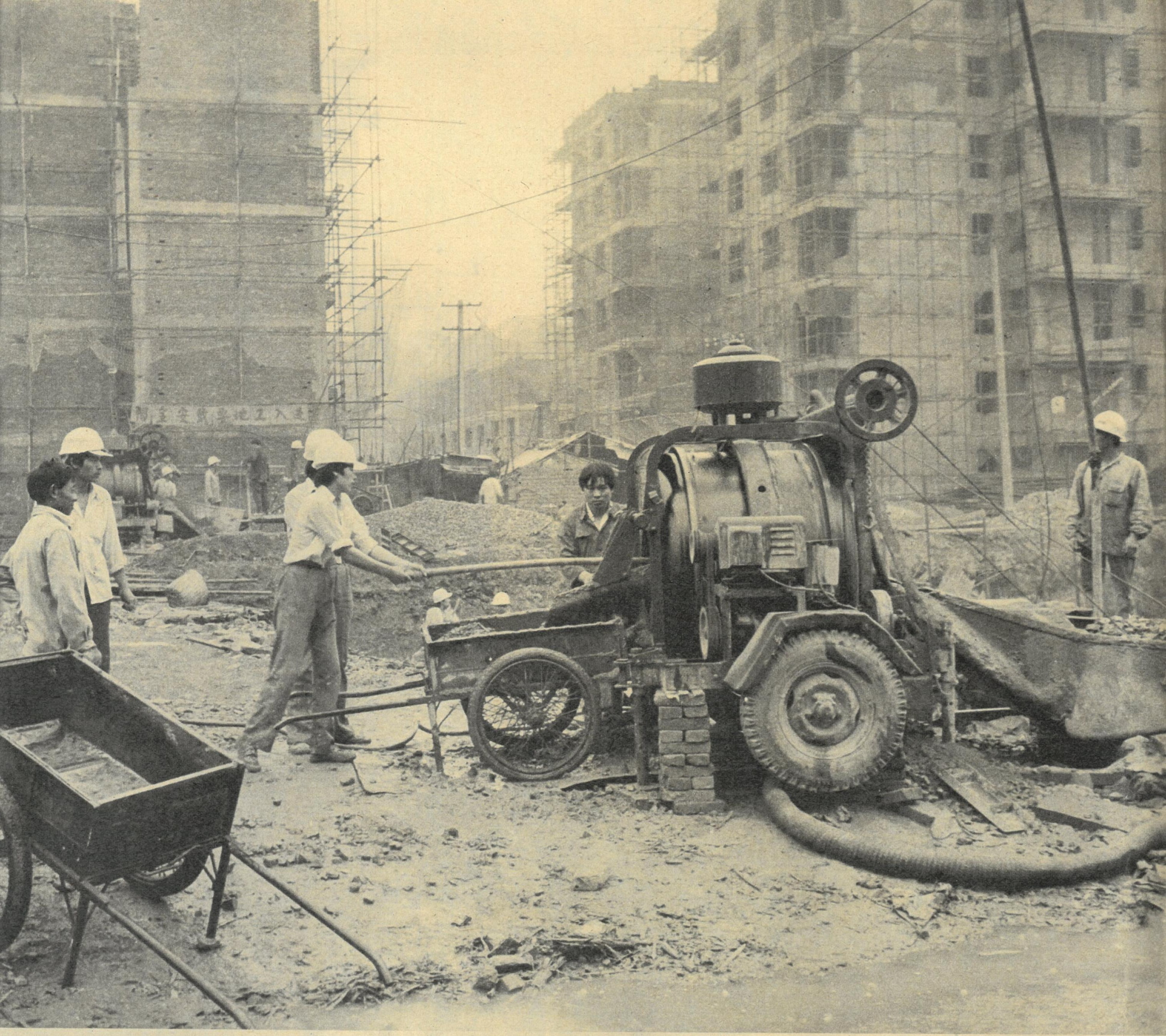
TAROM macht erst den kurzen Satz nach Bukarest mit uns. Da sitzen wir eine Zeit und wundern uns über Regen und Kälte. Hatten B. für einen warmen Platz gehalten im Mai. Aber dann geht es richtig fort. Wir werden rund vierzehn Stunden reine Luftfahrt bis Beijing (Peking) brauchen. Dazu kommen sieben Stunden Zeitunterschied und eine Stunde Zwischenaufenthalt in Karachi (Pakistan). Die sieben Stunden geben sie uns später zurück, aber erst einmal müssen wir sie dreingeben.

Wann hat man geschlafen? Wie oft ist man aufgewacht, aufgefahren auf dem nicht ganz geheuren Weg? Einmal im Dunkeln unten ganz deutlich Schiffe illuminiert wie zum Korso. Aber es kann nur der Golf sein, wo derzeit gar kein Korso stattfindet. Wie oft sind eigentlich die Stewardessen mit diesen Luftmahlzeiten erschienen, die von den Leuten auf ihren Stühlchen vor ihrem Klapptischchen so gehorsam entgegengenommen und verspeist wurden? In Karachi war es dann hell. Deutlich konnte man die bleistiftschlanken pakistanischen Sicherheitskräfte sehen. Ihre gefährlich-eleganten Maschinenpistolen, Sprechfunkgeräte, Schnurrbärte. Im Transitraum arbeitete eine ganze Batterie Air Conditioner, die so listig aufgestellt war, daß es fast unmöglich wurde, Deckung vor ihren eisigen Luftströmen zu finden. Leichter, auf Grund finanzieller Unanfechtbarkeit, den pakistanischen Boutiquiers zu widerstehen, mochten sie auch noch so verführerisch mit traumhaftesten Lederjakken winken. Das ist der halbe Weg.

★

Das „Railway-Hotel" in Beijing ist relativ klein und einfach. Gleichwohl steht im Zimmer selbstverständlich ein Farbfernsehgerät, hier japanischer Fabrikation. Im Fernsehen zeigen sie gerade eine Art Ski-Kursus (alpin). Das „Railway-Hotel" liegt gar nicht am

Gezhoubadamm-Schleuse bei Yichang



China zwischen zwei Lidschlägen

Bahnhof; es gehört nur – so haben wir es verstanden – dem Eisenbahnministerium. Immerhin jedoch hört man nachts Lokomotiven heulen. Das „Railway-Hotel“ liegt an einer stillen Seitenstraße, in der höchstens drei Imbißstände zu finden sind und durch die morgens zu Arbeitszeitbeginn nur so aller sieben Sekunden ein Radfahrer gefahren kommt. Ein paar Schritte um die nächste Ecke befindet sich allerdings ein kleiner Markt. Aber das will nicht so viel heißen – hinter jeder Ecke kann sich ein kleiner Markt befinden. Beinahe hinter jeder.

Auch nicht weit, nämlich nur um die zweite Ecke herum, ist es bis zu jener Magistrale, an der der „Freundschaftsladen“ für die Ausländer mit dem FEC-Geld (Foreign Exchange Certificate*) liegt und jenseits derer sich das grüne Botschaftsviertel und der Ritan-Park erstrecken. Abends gehen wir immer zum „Freundschaftsladen“ und sehen uns Koffer an. Natürlich betrachten wir auch Vasen, Kästchen, Döschen, Stoffballen, Dominospiele, Tuschpinsel, Siegel samt Siegellack, Tonkrieger und Drachen – aber zuerst gehen wir zu den Koffern. Es ist einer darunter, auf den sich eine Hochstaplerkarriere als Millionär gründen ließe. Riesengroß, kugelsicheres naturfarbenes Leder, blitzende Beschläge. Kostet so viel wie fünfunddreißig Büchsen dänisches Bier made in Hongkong. Gelegentlich heben wir ihn verstohlen ein bißchen an. Ach was, der ist viel zu schwer. Und man wird ihn uns auch nicht glauben, wird nach dem Besitzer, dem Millionär, Ausschau halten, der dem Träger folgt. Übrigens können Chinesen viele Dinge aus dem Ausländer-Magazin zu ähnlichen Preisen und gegen reguläre Währung auch in gewöhnlichen Geschäften oder bei den Ständen der privaten Händler finden, wenn sie ein wenig suchen. Den Fremden werden die Wege gespart und ihrem Eingewechselten wird ein Weg gewiesen. Nicht weit. Im übrigen präsentiert sich Beijing, die Hauptstadt, die wir mehr als Ausgangspunkt denn als Station unserer Reise betrachten, auf den ersten Blick als Stadt der weiten, breiten, langen Wege, der Unter- und Überführungen, der Neubaublocks, der Geschäfts- und Wohnhochhäuser, der Hotelriesen, ehe sie sich nach und nach belebt, bevölkert. Mit den unternehmungslustigen Jungen, die uns auf Schritt und Tritt den weltläufigen Gruß „Hellou“ entbieten; mit den überforderten Verkehrspolizisten, die erstaunt den Verkehr betrachten; mit den Mädchen vom „Railway-Hotel“, die die Ausländer nicht so gewohnt sind und uns irgendwie rasch und entschlossen auftischen, als seien wir zwar ein bißchen gefährlich, sie aber kein bißchen ängstlich, wonach sie uns durch die Ritzen des Wandschirms vor der Küchentür beim Stäbchenstäbeln beobachten, manchmal leise kichern, manchmal laute fröhliche Bemerkungen austauschen. Von diesen allen belebt und natürlich von den berühmten Radfahrern. Ja, man hat von ihnen gehört. Aber nun sind sie da, biegen um jede Ecke in dichten Pulks. Das Millionen-Gefühl stellt sich ein. Bei rund neun Millionen Einwohnern sind in Beijing 3 Millionen Fahrräder registriert. Die Fahrräder sind überwiegend schwarz und eisern, eher unzerbrechlich als leichtläufig aussehend, mit geschlossenem Kettenschutz und sogenanntem Gesundheitslenker, daran die großvolumige unentbehrliche Klingel. Manchmal ein Klapprad, manchmal ein Sportmodell exotisch dünn wie ein Windhund. Dagegen die Athleten, die Schwerarbeiter der Straße, die überlangen Pekinger Lastfahrräder mit zusätzlichen Schiebegriffhörnern auf den Lenkern und riesiger Ladeplattform, auf der Kühlschränke, Möbel, Ölfässer, lauter Hefeklöße, auch Personen befördert werden, und welche die Basis von allerlei zusammenfaltbaren Kurzwarenläden und Schnellrestaurants bilden. Die Pekinger Radfahrer sind ein furchtloses Geschlecht, das mit kaltblütiger Geschicklichkeit seinen Weg durch den Stadtverkehr nimmt. Dennoch erwächst ihnen seit den letzten Jahren in der zunehmenden Flotte moderner und recht stattlicher PKW (vornehmlich Dienstwagen und Taxis) eine übermächtige Konkurrenz. Ohne eine neue radikale Verkehrsordnung und -erziehung wird es nicht mehr lange gehen. Obwohl Beijings Hauptstraßen so breit angelegt sind, daß es ohne große Mühe möglich war, den Radfahrern mit Zementkegeln eigene Spuren abzustecken.

Nachmittags treffen wir im kleinen Zeremonien- und Teezimmer des Hotels den Schriftsteller Deng Youmei. Wir sitzen dort durch ein Teetischchen getrennt nebeneinander wie Hohe Vertragsschließende Parteien vor den Fotografen. Wir sprechen zunächst über gegenseitig interessierende Fragen wie Honorar- und Auflagenhöhen und erzielen Einvernehmen in mehreren Punkten. Aber viel interessanter ist dieser Mann selbst. Dieser junge, energische, gut aussehende, heitere und intelligente Mann von sechsundfünfzig Jahren, der schon ein Leben hinter sich hat wie mehrere Leben. Mit elf Jahren (nach der vierten Bewerbung, sagt er) haben sie ihn bei der legendären 8. Armee, die im Kampf mit den japanischen Invasoren stand, als „Kleinen Teufel“, als Kundschafter und Melder, angenommen. Später fiel er den Japanern in die Hände und wurde zur Zwangsarbeit nach Japan verschleppt. 1945 freigekommen, schloß er sich der Neuen Vierten Armee an und nahm am Volksbefreiungskrieg teil. Er schrieb eine Reihe Geschichten über das Leben in der Armee und seine Jahre in Japan. Da war er vierzehn, fünfzehn, sechzehn… 1956 aber wurde er wegen seiner Erzählung „Auf den Klippen“ (eigentlich nur eine Liebesgeschichte, sagt er) kritisiert, wie dergleichen beschönigend genannt wurde. Praktisch, die Zeit der später folgenden sogenannten Kulturrevolution mit einbezogen, bedeutete es zwanzig Jahre Schreibverbot, Schreibverhinderung. 1976 hat er wieder zu schreiben begonnen. 1981 erschien seine programmatische Erzählung „Auf der Suche nach Bilder-Han“ (auch in den chinesischen „Erkundungen“ des Verlages Volk und Welt nachzulesen) in der „Pekinger Volkszeitung“, ein deutliches Signal zur Besinnung auf historische und nationale Werte. Die neuen Leser, die jungen Leser, sagt er, wollen wahrhaftige und kritische Geschichten, aber sie begnügen sich nicht mehr mit dem einfachen Inhalt, legen Wert auf Sprache und Form. Als Deng Youmei, der gegenwärtig eine Funktion als Sekretär des Allchinesischen Schriftstellerverbandes ausübt, schon fort ist, fällt uns ein, daß wir ihn nicht gefragt haben, wo er das Schreiben, die Zeichen, gelernt hat, obwohl wir uns sonst über seine Universitäten einigermaßen klar sind. Aber eigentlich kann es auch nur bei der Armee gewesen sein.

★

Wer zu den Schattenboxern will, muß früh heraus. Vor sechs Uhr sind wir im Ritan-Park. Das Aufstehen lohnt, die Szenerie ist märchenhaft. Die Sonne geht golden durch die Bäume, die Vogelzüchter kommen mit den großen runden Vogelkäfigen, die sie im Gehen ganz sacht aber absichtsvoll hin- und herschaukeln. Dort hängt schon ein Käfig am niederen Ast, dort singt schon ein Vogel… ein Film, der so anfinge, müßte skeptisch stimmen. Aber es ist alles wahr. Und dazu überall, auf den Wegen, unterm Pavillon, hinter der Hecke, am Felsen, einzeln, in kleinen Gruppen, in größeren Schulungsverbänden – die Schattenboxer, Männer und Frauen. Hier im Park sind es vorwiegend ältere Leute, die Zeit für den Weg haben. Schattenboxen – es scheint sich keine bessere Übersetzung für das chinesische Taijiquan finden zu lassen. Aber wie irreführend ist sie. Ist das nicht mehr Schmetterlingsmorgengymnastik? Bewegen sich nicht so Baum und Strauch im sanften

Gespräch unter Kollegen: Deng Youmei und Uwe Kant.

Wind? Oder Unterwasserlilien in der leichten Strömung? Zeitlupenboxen wäre etwas genauer, aber noch weit weniger schön. Und beim Boxen wird es auch bleiben müssen, denn Taijiquan ist vor über dreihundert Jahren als eine Kampfkunst entstanden. Ein paar Namen von Standardübungen lassen etwas vom Mehrfachcharakter ahnen: Der weiße Kranich breitet seine Schwingen / Der rechte Hackenstoß / Des Pferdes Mähne gleichmäßig teilen / Der Gegner bekommt mit beiden Fäusten Schläge auf die Ohren / Das Spiel auf der Leier. Und wie wird das gemacht? „Diese Bewegungen werden zumeist weich, fließend, natürlich und abgerundet ausgeführt, zugleich (!) sind sie fest und bestimmt. Bei den Übungen muß man sich sehr konzentrieren und seinen Atem den Bewegungen anpassen.“ Und der Zweck? „Regelmäßige Übungen unterstützen die Heilung mancher Krankheiten und stärken Muskeln und Gelenke des Körpers sowie die Funktionen des Zentralnervensystems und der inneren Organe.“ Zitiert aus einer Taijiquan-Anleitung, gesehen im Ritan-Park, an einer Haltestelle, vor einem Wohnblock, neben dem Arbeitsplatz.

★

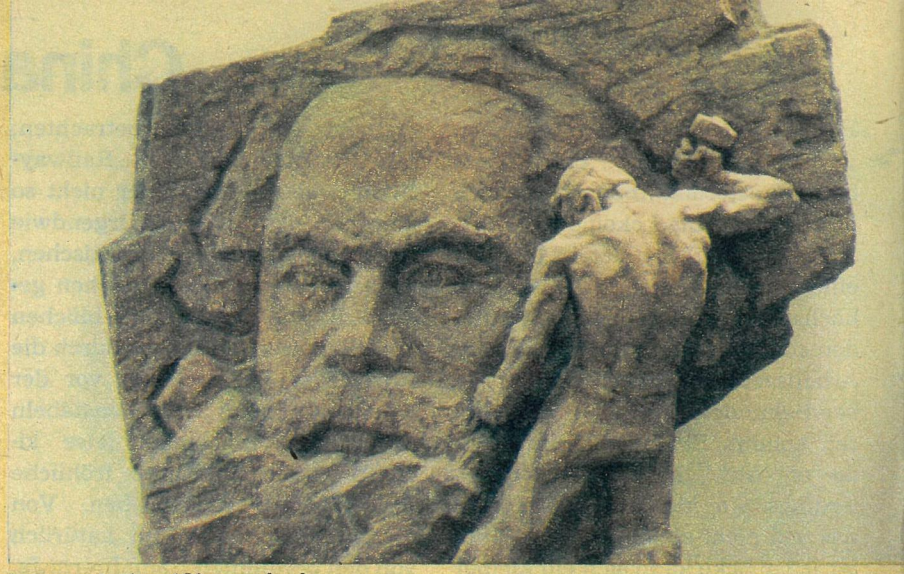
Unsere Reise macht einen Ruck, wir rasen durch China. Das Flugzeug fliegt uns in knapp zwei Stunden in das rund eintausendzweihundert Kilometer entfernte Nanjing. Diese Ortsveränderung hat

* Valuta-Schecks

Früh am Morgen in Nanjing.

China zwischen zwei Lidschlägen

grundsätzlichen Charakter: Vom Norden sind wir in den Süden versetzt worden. Beijing bedeutet Hauptstadt des Nordens, Nanjing Hauptstadt des Südens. Allerdings hat N. den Namen, wie zum Trost, erst erhalten, als es (im 15. Jahrhundert) nach glänzenderer Vergangenheit aufgehört hatte, kaiserliche Hauptstadt zu sein. Heute ist Nanjing, etwa dreihundert Kilometer nordwestlich von Shanghai am hier nur wenig mehr als tausend Meter breiten Changjiang (Yangtsekiang) gelegen, immerhin Hauptstadt der Provinz Jiangsu, die mit sechshundert Einwohnern pro Quadratkilometer die höchste Bevölkerungsdichte aller zweiundzwanzig Provinzen Chinas aufweist. Nanjing fängt harmlos an. Vom bescheidenen Flugplatz führt eine gerade Straße ein Stückchen auf ein nicht eben gewaltiges Tor zu, an dem ein dünner Polizist mit einem weißen und einem roten Fähnchen amtiert. Dahinter – ein Dorf? Ein Stück dörfliches Nanjing wohl. Aber dann? Nanjing bleibt nicht lange harmlos. Wie verdichtet sich die Kompression, wie beschleunigt sich der Takt, wie jauchzen und heulen und schmettern die Hörner und Trompeten von Nanjing, wie läuten unausgesetzt seine Fahrradglocken. Wie wogt die Menge, wie



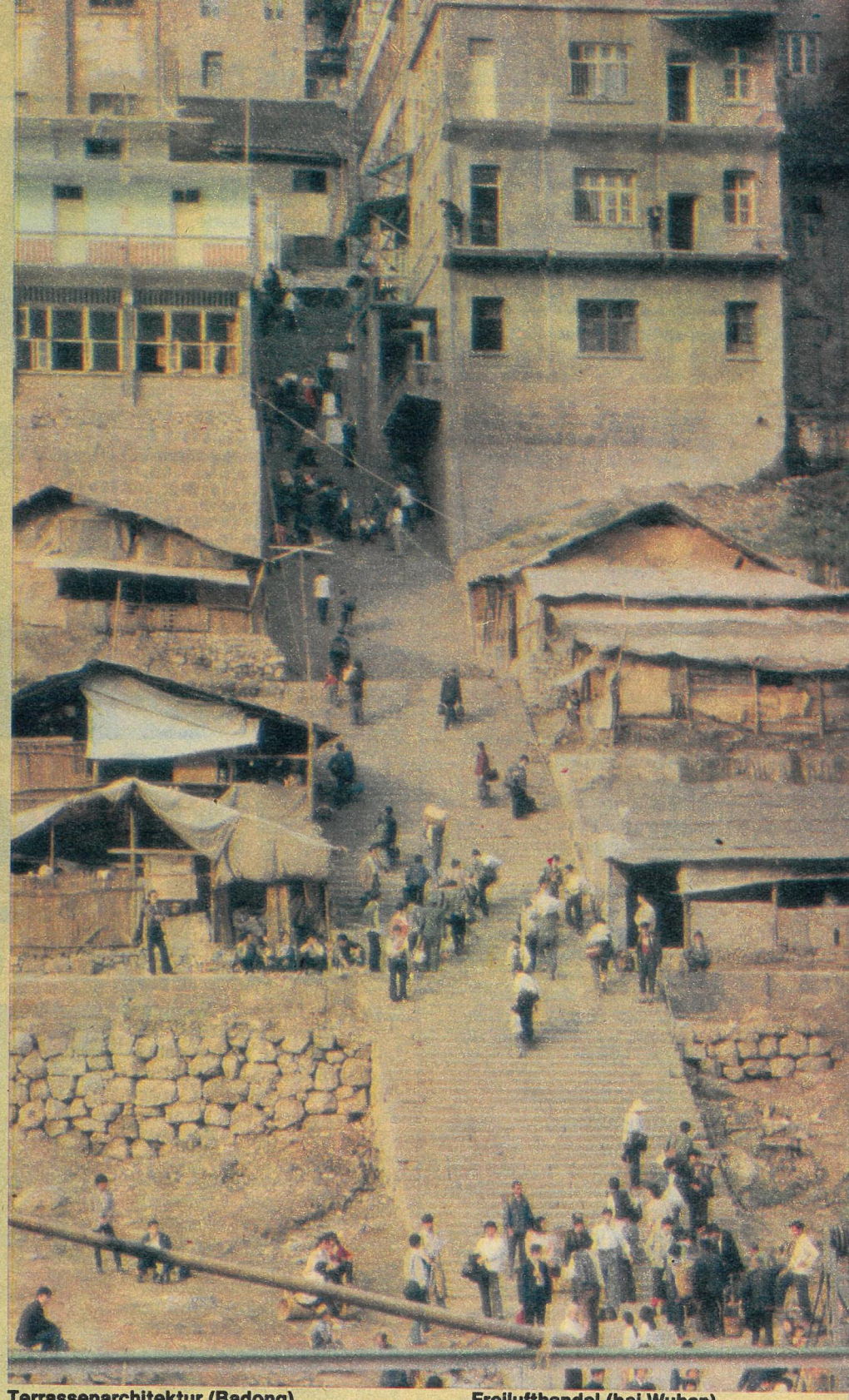
Interpretation (Chongqing)

Reisgemälde (Dazu)

Fahrradküche (Beijing)

Papageiendompteur (Wuhan)

Schattenboxen (Nanjing)



Terrassenarchitektur (Badong)

Freilufthandel (bei Wuhan)

blüht schier in jedem Haus der Handel? Nanjing ist laut, heiß, eng, konfus, grün, bunt. Man sieht es, hört es, ahnt es, rechnet es hoch bei der Fahrt durch die Stadt. Aus einer kleinen Entfernung. Man traut den Augen nicht, den Sinnen nicht. Aber sie melden es jedenfalls so.

Vor dem Hotel und in der Tür stehen drei schlanke, als Portiers angestellte und verkleidete Jungen und weisen mit ausholenden Gesten wie der Kammerdiener im Laienspiel den Weg. In dem sehr feinen Zimmer steht ein Farbfernseher chinesischer Produktion, Marke „Panda". Das soll wohl sein. Nanjing ist ein Hauptstandort chinesischer Elektronikproduktion. Im Fernseher „Panda" läuft ein englisch untertitelter Räuber-und-Gendarm-Film aus Hongkong, in welchem jemand seinen Gegnern dauernd androht, sie gingen zähen, also harten Zeiten entgegen. Wir können das aber nicht länger ansehen, wir gehen nämlich an Ort und Stelle.

Demnächst: Uwe Kants Changjiang-Tagebuch.

● Wörtlich

Die Länder des Warschauer Vertrages untermauern ihr Streben nach einem System der kollektiven Sicherheit mit immer neuen, konkreten Vorschlägen, und das zu einer Zeit, da die USA sich mehr und mehr in ihre absurde SDI-Idee verstricken, die alle ehrlichen Schweden als neuen Schritt des Wettrüstens verurteilen ... Die mächtige Bewegung für eine atomwaffenfreie Zone im Norden ist eine Realität.

Gunnar Lassinantti, Generalsekretär der Arbeiterbewegung „Friedensforum", Schweden

● Zitiert

Angesichts der Tatsache, daß auch nach optimistischen Prognosen bis weit in die neunziger Jahre hinein die Arbeitslosenzahlen die Millionengrenze nicht unterschreiten werden und daß insgesamt eher mit einem Anstieg der qualifikatorischen Anforderungen an die Erwerbstätigen zu rechnen ist, kommt Ausbildungs- und Erwerbslosigkeit in den achtziger Jahren einer Vorverurteilung zur Dauerarbeitslosigkeit nahe.

Aus der Studie „Jugend – Ausbildung – Arbeit" des Deutschen Gewerkschaftsbundes, 1987, BRD

● Kurz berichtet

Ein 160 000-Tonnen-Frachter wird gegenwärtig in der Werft von Constanţa auf Kiel gelegt. Das bislang größte in Rumänien gebaute Schiff soll eine Länge von 300 Metern erhalten. Die Frachtkosten werden sich bei dem neuen Schiffstyp im Vergleich zu den bisher eingesetzten 65 000tonnern um die Hälfte verringern. Die gesamte Ausrüstung des Superfrachters entsteht in landeseigenen Betrieben.

Eine Biographie Boris Pasternaks (1890 bis 1960) erscheint im Moskauer Verlag „Sowjetski pisatjel". In dem Buch, das der Sohn Pasternaks verfaßte, werden erstmals die Briefe, die der Schriftsteller hinterließ, veröffentlicht. Dabei handelt es sich um Auszüge von Briefen Pasternaks an Maxim Gorki, Anna Achmatowa, Nikolai Tichonow sowie an seine Angehörigen. Das Buch wurde mit über 150 Bildern, darunter Fotos aus dem Familienarchiv, illustriert.

Eine in Ungarn bisher einmalige Operation wurde kürzlich an der veterinärmedizinischen Fakultät der Budapester Universität vorgenommen. Während des zweistündigen Eingriffs entfernte man dem wertvollen zehnjährigen Rennpferd Elöd die linke Niere.

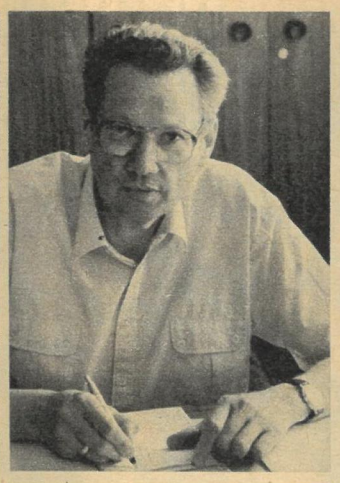
Die Sonnen-Unke vom Wetteratal

„Vater" der Sonnen-Unke, des ungewöhnlichen Lagermaskottchens, ist Jürgen Laube, Sproß einer Thüringer Lehrer-Dynastie, gelernter Rinderzüchter, gestandener Diplom-Pädagoge für Staatsbürgerkunde. Der junge, lebhafte, schwarzbärtige Oberlehrer trägt bereits den siebenten Sommer Verantwortung als Leiter des Zentralen Pionierlagers „Hermann Matern" (Trägerbetrieb: Kombinat Carl Zeiss, Jena). Warum ausgerechnet eine Unke? „Weil's aus der wasserreichen Umgebung unseres Lagers was Typisches sein sollte, was zum Anfassen, zum Angucken", antwortete er, ein Mann voller Ideen und Pläne. Und Frösche, Kröten, Unken gibt's ja genug im Tal der Wettera, deren schnelle Wasser in die nahe gelegene Bleilochtalsperre fließen.

Quaki, so heißt die Sonnen-Unke, ziert den Kopf der Lager-Zeitung, ist optisches Signal für alle Lager-Aktivitäten und schließlich auch als Aufkleber zu haben. „Ein hübsches Symbol", meint Nelly, die junge Deutschlehrerin aus Welikije Luki, einer Kreisstadt im Gebiet Pskow. 80 Leninpioniere und Komsomolzen von dort sind mit dem ersten Schülerfreundschaftszug dieses Feriensommers in unser Land gekommen, haben sich unser neues Berlin angeschaut, um nun ein paar unbeschwerte Tage in einem der schönsten Zipfel ihres Partnerbezirkes Gera zu erleben. „Wir hatten schnell Kontakt mit den deutschen Freunden", sagt Nelly, die sich riesig freut, daß sie ihre Sprachkenntnisse endlich mal „vor Ort" anwenden kann. „Wie sagt man bei Ihnen? Übung macht den Meister!" Ich nicke. Inzwischen haben jene, die von der Zentralen Musikschule Pskow kommen, ihre leichten Sommersachen mit hübschen Kostümen vertauscht, haben sich (siehe oben) schön gemacht, um für ihre neuen Freunde zu singen und zu musizieren. Helle Stimmen zu Balalaikaklängen. Das Tanzparkett ist eine Wiese. Und die Wälder rings um den riesigen Lagerkomplex (800 Feriengäste, 200 pädagogische und technische Betreuer) bilden eine nachgerade zauberhafte Kulisse.

Andere aus der Pskower Gruppe spielen mit ihren neuen Freunden Ball. Auch in der Arbeitsgemeinschaft Kochen und Backen hört man russische Laute. (Ansonsten wird im Lager noch polnisch, tschechisch, bulgarisch und rumänisch gesprochen.) Die großen Jungen verschaffen sich mit einem kräftigen Strahl aus dem Gartenschlauch Abkühlung, während ein paar große Mädchen trotz der Hitze die Öffentlichkeit scheuen: Sie duschen im Waschraum. Mir fällt ein Bild ein, das ich in Jürgen Laubes Arbeitszimmer sah. Da ist in Öl festgehalten, wie es hier vor 37 Jahren begann (ein Jahr später, 1951, wurde der Lagerleiter geboren): eine Stadt aus kleinen Zelten auf einem grünen Hang. Heute ist das Lager ein modernes Millionenobjekt mit steinernen Bungalows. Und Jürgen Laube fügt den vielen Informationen, die ich ihm danke, eine weitere hinzu: Seit knapp zwei Jahren gibt es im Lager eine eigene DSF-Grundeinheit, die bereits den Ehrennamen „Kollektiv Deutsch-Sowjetische Freundschaft" errang. Sie nutzte ihre gute Verbindung zur benachbarten Einheit der Sowjetarmee beispielsweise dazu, daß die Kinder aus Pskow ihren Soldaten bei einem Besuch Grüße aus der Heimat überbringen konnten. Nelly und ihre jungen Landsleute sind, da ich dies schreibe, wieder dorthin unterwegs. Und auf manchem Koffer klebt Quaki, die Sonnen-Unke aus dem Wetteratal. Lustige Erinnerung an sonnenreiche Stunden bei guten Freunden.

Horst Goldschmidt (Text)
Detlef Christel (Fotos)



Neue Schritte in Antarktika

Auskünfte für FREIE WELT gab Prof. Dr. Heinz Kautzleben, Direktor des Zentralinstituts für Physik der Erde der Akademie der Wissenschaften der DDR.

Die DDR-Antarktisforschung will sich – so hört man – um die Zeit ihres 28. „Geburtstages" im Herbst sozusagen auf eigene Beine stellen. Wie wird das geschehen?

Es ist bekannt, daß die DDR, die seit 1974 Mitgliedsland des Antarktisvertrages ist, schon durch nahezu drei Jahrzehnte aktiv an der friedlichen Erforschung des Kontinents mitwirkt. Das geschah von Anbeginn durch die regelmäßige Teilnahme von DDR-Gastwissenschaftlern an den sowjetischen Antarktisexpeditionen, wobei es uns zunehmend möglich wurde, eigene ergiebige Projekte zu realisieren. Diese jahrzehntelange international anerkannte Forschung der DDR nun verstärkt fortzusetzen, führte folgerichtig zu einem neuen Schritt: Vor kurzem hat die Akademie der Wissenschaften ihre in der Schirmacher-Oase seit 1976 bestehende Basis zur DDR-Antarktisforschungsstation „Georg Forster" umgewandelt. Die offizielle Eröffnung wird im Oktober sein, wenn die I. DDR-Expedition, zu der zwölf Teilnehmer gehören, in der Antarktis eintrifft.

Die Eiswüsten-Oasen hat jemand mal „wissenschaftliche Einstiegsluken" zum sechsten Kontinent genannt. Was charakterisiert die Schirmacher-Oase, und wie ist unsere Forschungsstation dort ausgerüstet?

Zu den wenigen, im allgemeinen relativ kleinen, eisfreien – und im antarktischen Sommer weitgehend auch schneefreien – Arealen des riesigen Eiskontinents, die lediglich zwei Prozent seiner Fläche ausmachen, gehört auch die Schirmacher-Oase. Sie liegt im Dronning-Maud-Land, das die Nordostantarktis bildet. Es ist den südlichen Küsten Afrikas benachbart – über den Ozean hinweg etwa 4000 Kilometer entfernt. Im Südosten der rund dreißig Quadratkilometer großen Oase befindet sich seit Jahren die UdSSR-Antarktisstation „Nowolasarewskaja". Unweit von ihr ist unsere Forschungsbasis erbaut worden. Sie besteht aus zwanzig Bauten, die bisher acht Überwinterern und vier Saisonkräften im Antarktissommer gute Arbeits- und Lebensbedingungen bieten, verfügt über eine Dieselelektrostation, Kettenfahrzeuge und Motorschlitten. Künftig wird die Station weiter ausgebaut.

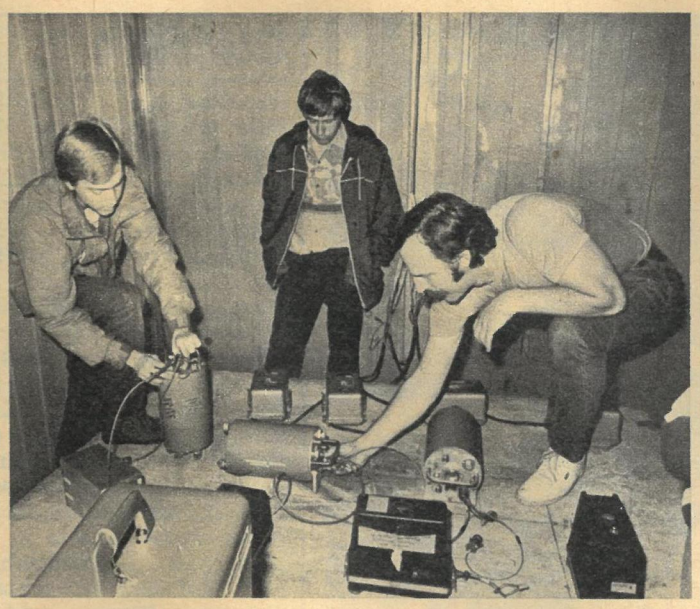
Warum erhielt sie den Namen Georg Forsters?

Wie man weiß, war der deutsche Naturforscher in den Jahren zwischen 1772 und 1775 an Cooks zweiter Weltumseglung beteiligt, bei der – auf der Suche nach dem rätselhaften Südkontinent – erstmals Antarktika umsegelt wurde. Georg Forster, später Mitglied der Preußischen Akademie zu Berlin, erwarb sich auch als progressiver, bürgerlich-humanistischer Denker und demokratischer Revolutionär einen geachteten Namen.

Welche Resultate hat unsere bisherige wissenschaftliche Arbeit gebracht?

Auf dem breiten Feld der Forschungen – meteorologischen, hydrologischen, glaziologischen wie geologischen und biologischen – wurden vielfach Projekte mit Pioniercharakter verwirklicht. Inzwischen haben rund 200 Wissenschaftler und Techniker aus unserem Land die Antarktis erlebt, einige von ihnen zwei-, drei- und sogar viermal. Die Leistung der DDR auf diesem Gebiet wird in mehr als 400 wissenschaftlichen Veröffentlichungen, einigen Fachbüchern sowie in populärwissenschaftlichen Beiträgen und Erlebnisbüchern dokumentiert. Das hat in der Weltwissenschaft unser Ansehen gestärkt, in der DDR-Öffentlichkeit Kenntnisse über die Antarktis vertieft und das Verständnis für unsere Aktivitäten auf dem sechsten Kontinent erhöht. Nicht allein die Nähe unserer Forschungsstation „Georg Forster" zur UdSSR-Forschungsstation „Nowolasarewskaja" verspricht auch für die Zukunft eine enge Wissenschafts-Kooperation. Denn wir wissen sehr gut, was wir den sowjetischen Antarktisforschern durch all die Jahrzehnte verdanken…

Interview: Helmuth Pelzer



Zweite Phase begann

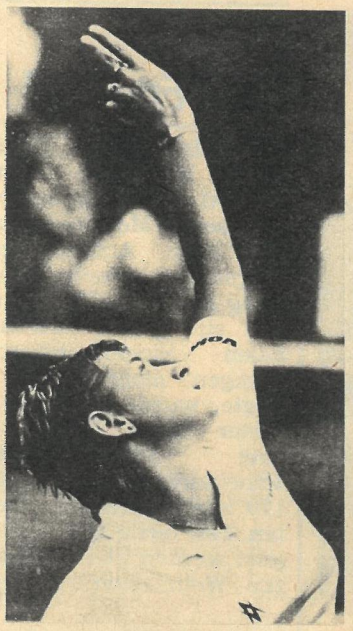
Kerntestgelände bei Semipalatinsk in Kasachstan: Die USA-Wissenschaftler David Carell (im oberen Foto links) und Frank Vernon (rechts) überprüfen im Beisein ihres sowjetischen Kollegen Wladimir Tschuprinin, Seismologe am Schmidt-Institut der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, die Einsatzbereitschaft der gerade installierten Meßgeräte für das Experiment „Phase 2". Mit einer Serie neuer Messungen werden die im Juli 1986 begonnenen Arbeiten zur „Vor-Ort"-Dauerinspektion eines künftigen, international zu vereinbarenden generellen Kernteststopps fortgesetzt. In den zurückliegenden Wochen wurde für diesen Zweck auf dem sowjetischen Testgelände ein 100 Meter tiefer Schacht angelegt, in dem jetzt neue, superempfindliche Kontrollinstrumente amerikanischer Herkunft untergebracht und mit der Meßstation (Foto oben) verbunden wurden. Die amerikanischen Messungen im Vorjahr fielen eindeutig aus. Am 17. Juli registrierten die Apparaturen den ersten Kernwaffentest – den der USA in Nevada… Damit wurden die Möglichkeiten solcher Kontrollstationen perfekt demonstriert. Mit „Phase 2" sind nun noch detailliertere Untersuchungen im Gange. Diese Tiefensondierung wird angestellt, um auch die letzten Vorbehalte gegen die Nachweisbarkeit jeglicher Kernexplosionen endgültig abzubauen. So wird von den Gegnern eines Nukleareststopps, für den die Sowjetunion selbstverständlich auch nach Aufhebung ihres großzügigen Moratoriums weiterhin entschieden eintritt, immer noch behauptet, „kleine" Explosionen (unter 10 Kilotonnen TNT Sprengkraft) könnten geheimgehalten werden. Die an den Kontrollexperimenten beteiligten Wissenschaftler der USA und der UdSSR sind sich allerdings schon seit längerem völlig einig – und sie stimmen darin mit kompetenten Fachleuten in aller Welt überein –, daß die vorhandenen nationalen und internationalen Mittel für die Kontrolle eines Nukleareststopps ausreichen. Der Händedruck (Foto unten) zu Beginn des neuen Experiments „Phase 2" bekräftigt es. *Volker Hempel*

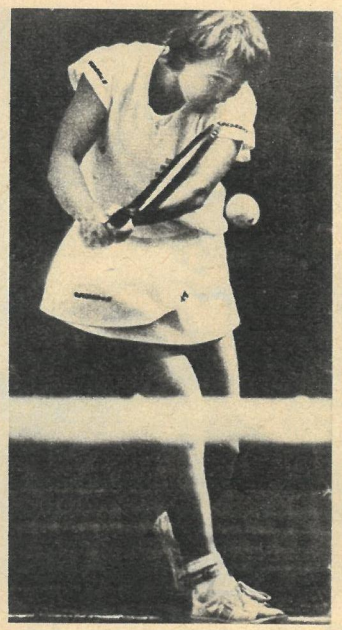
Künftig auch Formel 1

Nach dreijähriger Bauzeit wurde Ende Juli in Brno (ČSSR) mit einem internationalen Motorradrennen das neue Automotodrom eingeweiht. Nach Schließung des alten Ringes, der den strengeren internationalen Sicherheitsbestimmungen nicht mehr genügte, wurde die neue 15 Meter breite Trasse, die eine Durchschnittsgeschwindigkeit von rund 170 km/h zuläßt, zur rechten Zeit fertig. Am 16. August werden hier die Läufe zur Weltmeisterschaft der

Tourenwagen und vom 21. bis 23. 8. die der Motorräder ausgetragen. Vorläufig können rund 185 000 Zuschauer die Rennen auf dem 5,4 Kilometer langen Kurs mit seinen sechs Links- und acht Rechtskurven miterleben. Wenn die Haupttribüne im Start- und Zielraum – zur Zeit noch ein Provisorium – fertiggestellt sein wird, erhöht sich das Platzangebot des 137,2 Hektar umfassenden Areals auf 200 000. Brno war in den vergangenen fünf Jahrzehnten ein Besuchermagnet. Die Veranstalter tragen dem Rechnung und installieren auch auf den sieben Naturtribünen rund um den neuen Kurs Sitzplätze. Diese Arbeiten dauern jedoch noch an und werden erst im kommenden Jahr abgeschlossen sein. Liebhaber des Motorsports aus der DDR, die den Rennen der über 50 Solo-Motorräder oder 40 Rennautos, die jeweils auf die Piste geschickt werden können, beiwohnen möchten, finden in der Nähe drei Campingplätze für insgesamt 40 000 Personen vor. Auf dem Automotodrom Brno, so teilte Pressesprecher Vladimir Havránek FREIE WELT mit, sollen in Zukunft auch die attraktiven Formel-I-Rennwagen durch den neuen Ring jagen.

Antonin Kužma



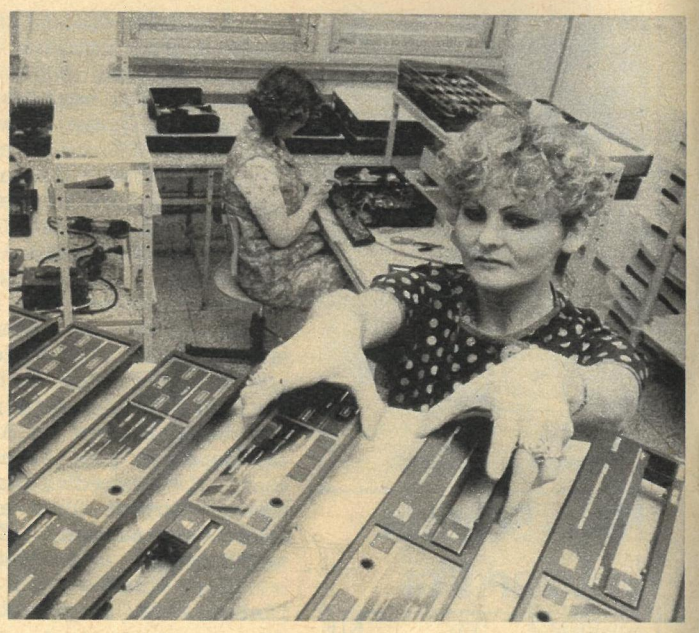


Die Liaison Lwow/Moskau

Oft als (inoffizielle) Weltmeisterschaft hingestellt, ist das traditionsbeladene Wimbledon-Tennisturnier auch im 101. Jahrgang nicht ohne Überraschungen ausgekommen. Boris Becker, als Nummer 1 gesetzter Titelverteidiger, scheiterte schon in der zweiten Runde an einem Kellerkind der Weltrangliste. Deren Spitzenreiter Ivan Lendl wiederum wurde auch bei seinem bereits elften Wimbledon-Auftritt kein Turniersieger. Im Finale verlor er gegen einen „australischen Engländer", der sich bislang nicht unter den zehn Erstplazierten der Weltrangliste befand. Im Viertelfinale des Damendoppels mußte das hochdotierte Paar Navratilova/Shrivers für die beiden sowjetischen Spielerinnen Larissa Sawtschenko und Swetlana Parchomenko (Fotos oben von links) den Halbfinalplatz räumen. Daß die beste funktionierende Liaison Lwow/Moskau dann gegen die späteren Turniersieger Kohde-Kilsch/Sukova die Segel streichen mußte, war kein Schönheitsfehler, zumal der erste Satz mit 6:1 sensationell klar gewonnen wurde. Schon längst zu den acht besten Paaren der Welt gehörend, standen die beiden sowjetischen Damen nicht mehr als heurige Hasen auf dem Platz. Sie waren schon wer. Im US-amerikanischen Grand-Prix-Semifinale hatten sie Liz Smylie/Kathy Jordan, während ihrer Galavorstellung bei den Virginia Slims zuerst Hana Mandlikova/Wendy Turnbull, dann im Finale Chris Evert/Pam Shrivers geschlagen. Was die Cheftrainerin der UdSSR-Auswahl, Olga Morosowa, zu der prophetischen Bemerkung veranlaßte: „Ich persönlich glaube, daß Larissa und Swetlana in absehbarer Zeit das weltbeste Damendoppel werden können. Dazu aber sollten die Mädchen sich einreden, daß sie dazu fähig sind. Beim Wimbledon-Turnier in diesem Jahr werden sie eine richtige Prüfung bestehen müssen. Sie haben es sich zum Ziel gesetzt, ins Semifinale zu gelangen. Dann werden wir weitersehen." Die vorgesehene Zwischenstation Wimbledon-Semifinale, bereits gleichbedeutend mit absoluter Weltklasse, ist also tatsächlich erreicht worden! Zur Person: Larissa Sawtschenko wurde im Juli 1966 in Lwow geboren und studiert momentan an der dortigen Sporthochschule. Im Gegensatz zur vier Jahre älteren Swetlana Parchomenko ist sie noch ledig. Sweta, eine waschechte Moskauerin und ebenfalls Sportstudentin, heiratete vor zwei Jahren einen Kommilitonen. Zur sowjetischen Tennis-Spitzenklasse gelangte sie unter dem Namen Tschernewa. Beide begegneten sich zu einer Zeit, da sich der sowjetische Tennissport aufmachte, die großen Zeiten eines Alexander Metreweli wieder wachzurufen – mit ganz jungen Leuten wie der Junioren-Wimbledonsiegerin Natalja Swerewa oder dem Becker-Bezwinger beim „Young Masters" von Stuttgart, Andrej Tschesnokow, der Georgierin Leila Meschi oder eben Larissa und Swetlana. „Diese beiden ergänzen einander ausgezeichnet", sagt die Cheftrainerin. „Sie ähneln sich irgendwie, sind zu gleichen Teilen temperamentvolle, schnelle, aktive und mit einer hervorragenden Kondition ausgestattete Spielerinnen. Larissas Improvisationsvermögen und Swetas gut organisierte Spielweise vereinen sich zu erfolgsträchtiger Synthese. Sie werden ihren Weg machen." *Anatoli Eduardow*

Golddisco

Die charmante, blonde Jarmila Zavadilová und ihre Kolleginnen (Foto rechts) arbeiten in den TESLA-Werken in Litovel (Nordmähren). Für die neue Compact-Disco-Anlage MC 901 werden Frontblenden zur Montage bereitgelegt. Komplett mit dem Verstärkerteil AZS 222 war diese Neuheit im vergangenen Jahr auf der Internationalen Konsumgütermesse in der ČSSR mit einer Goldmedaille ausgezeichnet worden. Vor kurzem kamen die ersten dieser Geräte in beachtlichen Stückzahlen auch auf den tschechoslowakischen Binnenmarkt.

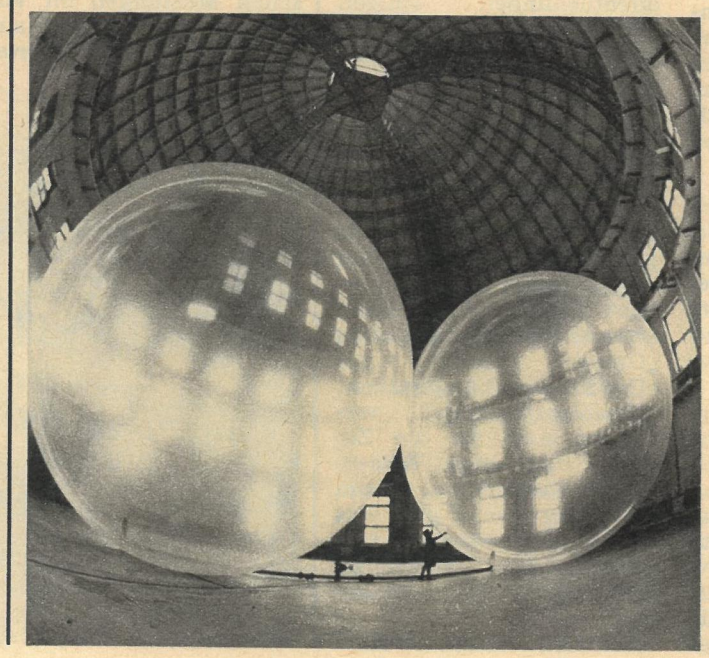


Kupferrubel

Im Landesmuseum von Kuibyschew, das in diesem Jahr den 100. Jahrestag seiner Gründung begeht, ist dieser alte Kupferrubel (Foto oben) ein besonderes Vorzeigestück. Geprägt auf eine 1,5 Kilogramm schwere Kupferplatte, geschmückt mit vier russischen Reichsadlern, stammt er aus dem Jahre 1726, als Katharina I., die zweite Frau Peters I., regierte. Über 170 000 Exponate zur Geschichte des Wolgagebiets locken jährlich rund 300 000 Besucher in diese Bildungsstätte.

Extraservice

Über 25 000 Mädchen und Jungen haben sie seit vorigem Jahr den Haarschopf gestutzt – sieben Figaros, die in einer wohl einmaligen Einrichtung arbeiten: in einem Salon für Kinder. Diesen nachahmenswerten Service gibt es in Prag, mitten im Stadtzentrum, in der Černa-růže-Passage (Passage zur schwarzen Rose). Übrigens sind nach Meinung des Meisters Jungen geduldiger als Mädchen…



Ballonriesen

Ohne sie kann die Meteorologie auch heute – da fast nur noch von Wettersatelliten die Rede ist – nicht auskommen: riesige Ballons, die Radiomeßsonden über weite Strecken in luftige Höhen – bis zu 40 Kilometer und mehr – in die Atmosphäre tragen. Von dort funken sie unentwegt zur Erde wie warm oder kalt, wie trocken oder feucht es am jeweiligen Meßpunkt ist. In der Sowjetunion hat sich die Produktionsvereinigung RESINOTECHNIKA in Kasan (Tatarische ASSR) auf die Herstellung solcher Hüllen spezialisiert. Hier ein Blick in die Testhalle des Unternehmens.

Als wäre er dabei...

Am 26. Juli (8. August) wird in Petrograd der VI. Parteitag der SDAPR(B) eröffnet. Zwischen diesem und dem V. liegen ein ganzes Jahrzehnt und aufgehäufte Erfahrungen aus dem illegalen und legalen Kampf der Bolschewiki. Der Parteitag ist notwendig geworden, um die neue schwierige Situation einzuschätzen. Doch Lenin ist in der Illegalität, im Versteck an seine Laubhütte in Rasliw gefesselt. Sein Auftauchen in Petrograd hätte unweigerlich seinen Tod bedeutet, wie General Polowzew, der vielfache Mörder der Julidemonstranten, später eingesteht: „Der Offizier, der sich nach Terijoki begab, in der Hoffnung, Lenin zu fassen, fragte mich, ob ich diesen Herrn unversehrt oder zerstückelt zu bekommen wünsche... Ich antwortete lächelnd, daß Verhaftete sehr oft zu fliehen versuchen." Der alte Bolschewik A. W. Schotman, der im Auftrage der Partei das 34 km entfernte Rasliw fast täglich aufsucht, erklärt, daß Lenin von „seinem unbequemen Zufluchtsort" aus in Wahrheit den Parteitag leitet. Auch andere Genossen schildern die ungemeine Aktivität Lenins, der aus der Hütte wie von einem Podium herab den Delegierten seine Thesen über die politische Lage unterbreitet. Der Parteitag findet mehr unter illegalen als legalen Umständen statt, denn die Regierung ist durchaus bereit, der bürgerlichen Presse zu folgen und den Parteitag gewaltsam aufzulösen; es sei, man finde den Tagungsort. Die Delegierten verschanzen sich im Wyborger Bezirk, ihrer Hochburg. Der Sitzungsort wird einige Male gewechselt, und stets umringen ihn, für einen Außenstehenden kaum merklich, Rotgardisten, bereit, jeder konterrevolutionären Bande bewaffnet entgegenzutreten. Die Delegierten vertreten 240 000 Parteimitglieder. Lenins Linie, nun auf den bewaffneten Aufstand zu orientieren, ist nicht unumstritten. Einige Delegierte zweifeln an der Kraft des Proletariats und an der Bündnistreue der Bauern, andere bringen vor, daß eine Revolution nur in Gemeinsamkeit mit einer westeuropäischen siegreich sein kann. Theoretische Fehleinschätzungen werden für die Geschlossenheit der Partei als gefährlich erkannt und zurückgewiesen. Viele spüren, daß Lenin unter ihnen weilt.

Hans Bergmann

Abschied von den Humboldts

Noch sind „die Linden" sein täglicher Weg, trifft er hier Bekannte. Noch pausiert er auf dem Alex, erkundigt sich bei den neben ihm Sitzenden ganz selbstverständlich nach dem Woher und Wohin, ist Stammgast in der Staatsbibliothek, schaut in den Zillegarten auf ein Bier. „Aber nie vormittags." Für Tirussew Teferra ist es der letzte Sommer in Berlin. Im Herbst geht er zurück nach Addis Abeba. Dann, wenn er seine Doktorarbeit „Persönlichkeitsprofile geschädigter Kinder und Jugendlicher und Rehabilitationsmaßnahmen" erfolgreich verteidigt hat. Er müsse sich beeilen, meint der große schlanke junge Mann, er werde dringend gebraucht zu Hause, und beeilen heißt für ihn angestrengte Arbeit. Er war bereits Psychologe, als er 1984 in die DDR kam. An der Humboldt-Universität erwarb er das Diplom als Rehabilitations-Psychologe und ist nun dabei, nach dem Doktorhut zu greifen. „Wenn ich wieder zurück bin, sind wir dann zwei mit einer solchen Ausbildung." Äthiopien – das Land, in dem die Uhren über Jahrhunderte stehengeblieben waren, dem besonders die Dürre unendlich viele zusätzliche Probleme brachte ... Tirussew versteht meine indirekte Frage. „Geschädigte Kinder haben ein Recht, Bildung zu bekommen. Sie haben das Recht auf ihren Platz in der Gesellschaft. Mein Land geht den Weg mit sozialistischer Orientierung. Da ist es doch normal, trotz aller Probleme, dieses humanistische Anliegen zu verwirklichen." Rund 16 Millionen junge Menschen unter 14 Jahren leben in Äthiopien. Etwa 1,6 Millionen von ihnen sind geschädigt. Bei vielen vor allem eine Folge der Lebensbedingungen, wie die WHO generell für alle Entwicklungsländer feststellte. „Noch sind wir am Anfang. Es müssen Lehrer für Sonderschulen ausgebildet werden. Es gibt keine speziellen Lehrpläne. Schön wäre solch eine Elternbetreuung geschädigter Kinder, wie ich sie bei euch erlebt habe." All das ist wichtig, denn in den nächsten 10 Jahren werden neun neue Sonderschulen für Gehörlose und Blinde gebaut. Nicht zu unterschätzen dabei auch die technischen Fertigkeiten, die Tirussew aus der DDR mitbringt. Er erwarb sie in der Betriebsberufsschule von „Robotron", kann heute Blindenpunktschrift-Bogenmaschinen – 80 gingen als Solidaritätsgeschenk nach Äthiopien – montieren und reparieren. – Nun wird er bald Abschied nehmen von den Humboldts. Für ihn zugleich von vielen Menschen und Dingen, mit denen er verbunden ist. Abschied zum Beispiel von seinem Mentor, Professor Horst Suhrweier. „Wenn du meinst, daß es für dein Land wichtig ist, mehr Seiten als vorgegeben in der Doktorarbeit zu schreiben, dann tue es, ich werde es verteidigen", hat er ihm gesagt. Abschied von Professor Wolfgang Fromm, von genußvollen weihnachtlichen Stunden bei ihm zu Hause – und ein Abschied auch von „meinem besten Freund", einem Lehrer in der Blinden- und Sehschwachenschule in Königs Wusterhausen. „Reiner Mul heißt er, hat mir viel geholfen." Abschied auch von einem kleinen Mädchen in der Körperbehindertenschule Berlin-Lichtenberg. „Ein so kluges Kind. Sie soll lustig und tapfer bleiben." Solidarität, das ist für Tirussew die Summe all dessen, was er hier erlebt hat. „Nicht nur, daß ich ohne materielle Sorgen studieren konnte..." – In ihrem Roman „Das Haus der Salzhändlerin" hatte Cecil Bødker von einer äthiopischen Mutter erzählt, die schließlich sterben mußte, weil sie für ihre Kinder Leben und Bildung wollte. Das Land der Salzhändlerin heute – es wird bald einen Wissenschaftler mehr haben.

Ina Stritzke

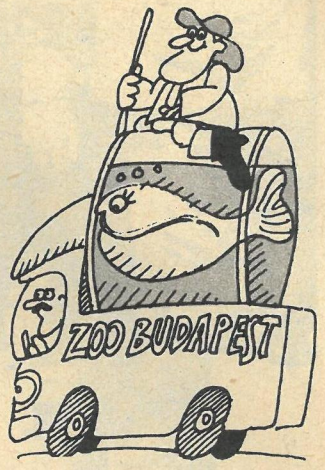
● Gut gesagt

Ich habe erkannt, daß es für einen Satiriker viel wichtiger ist, das eigene Gesicht zu wahren anstatt Masken aufzusetzen. Das Gute maskiert sich nicht, sondern nur das Böse.

Arkadi Raikin, UdSSR

● Am Rande

In einer überdimensionalen „Konservenbüchse" mit Donauwasser und Sauerstoffzufuhr reiste ein Hausen von der ungarischen Stadt Paks in den Budapester Zoo. Das von vier Fischern „geangelte" Prachtexemplar ist 3 m lang und wiegt 181 kg. Seit einem Vierteljahrhundert der sensationellste Fang. – Kein Anglerlatein!



● Persönliches

Ein jüngst entdeckter kleiner Planet wurde auf den Namen des populären sowjetischen Schauspielers, Sängers und Dichters Wladimir Wyssozki getauft. Er bewegt sich zwischen seinen „Brüdern" Puschkin, Lermontow, Gogol, Tschechow, Jessenin und Mark Twain.

In der Familie des Holzfällers Tschutschko aus der Karpatensiedlung Putila (Ukraine) gibt es mehr Diplomfachleute als Ende der 30er Jahre im ganzen Bezirk. Elf Söhne und Töchter erwarben eine Hoch- bzw. Fachschulbildung als Ingenieur, Lehrer, Förster usw.

Hobby des gelernten Lokführers und jetzigen Dekorationsmalers Nikolai Sawow aus Sofia ist das Bergsteigen. Mit seiner elfköpfigen Spezialtruppe hat er in einem halben Jahr 33 000 Quadratmeter Fassaden gestrichen und 5000 qm dekorative Wandbilder ausgemalt.

Pavel Kozuch aus Trnava (ČSSR) sammelt seit 35 Jahren Bieretiketten, Flaschenverschlüsse, Bierdeckel, mit einem Wort alles, was mit der Herstellung von Bier zusammenhängt. Seine Kollektion ist eine der größten im ganzen Land.

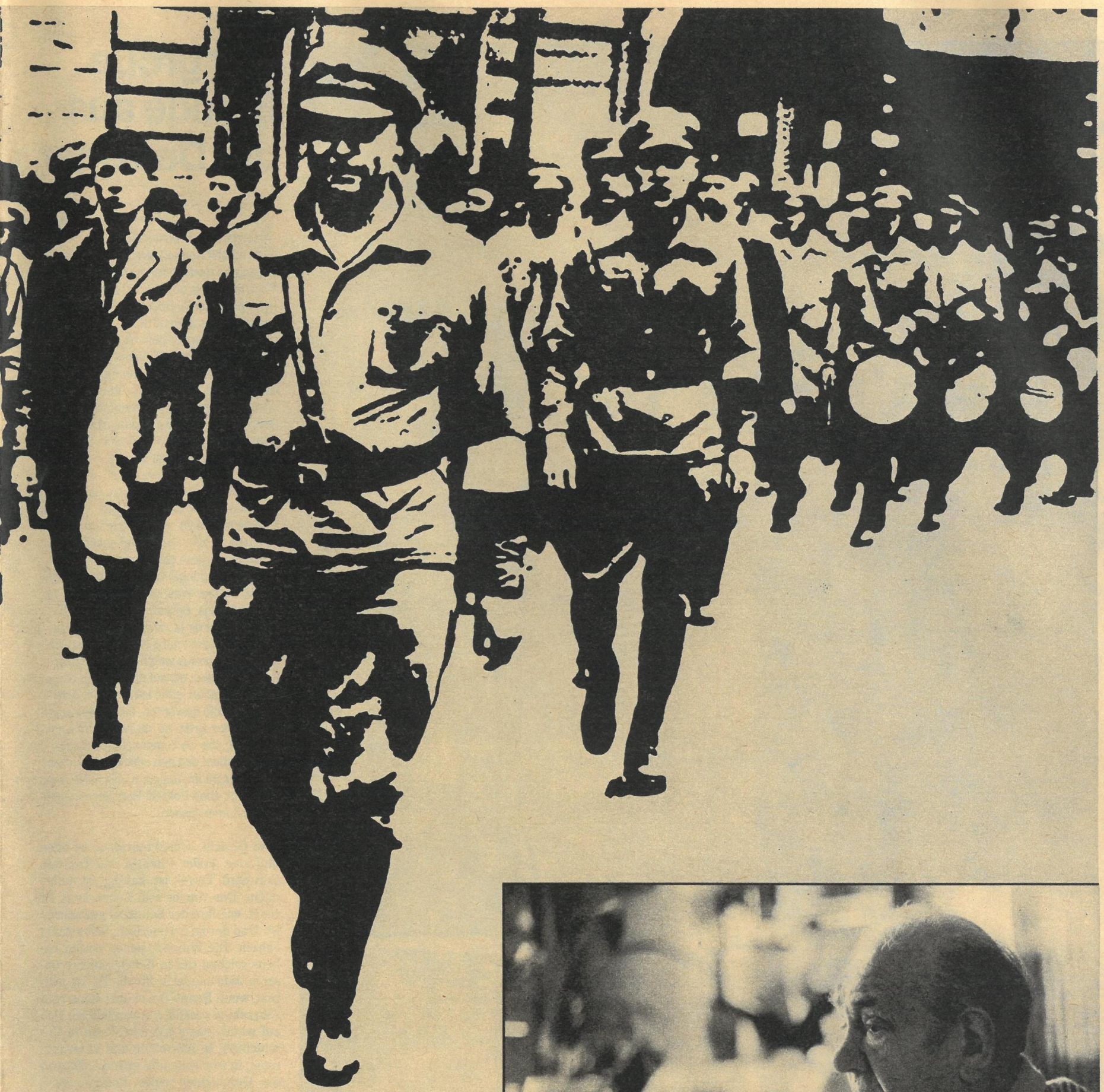
Redaktion: V. Hempel; Fotos: D. Christel (4), D. Steinberg, TASS/A. Senzow (2), I. Sotin, N. Nikitin, ZB/ČTK (2), FW-Archiv, Repro (2), Vignette: D. Schüler.

Der große Blonde aus der Danziger

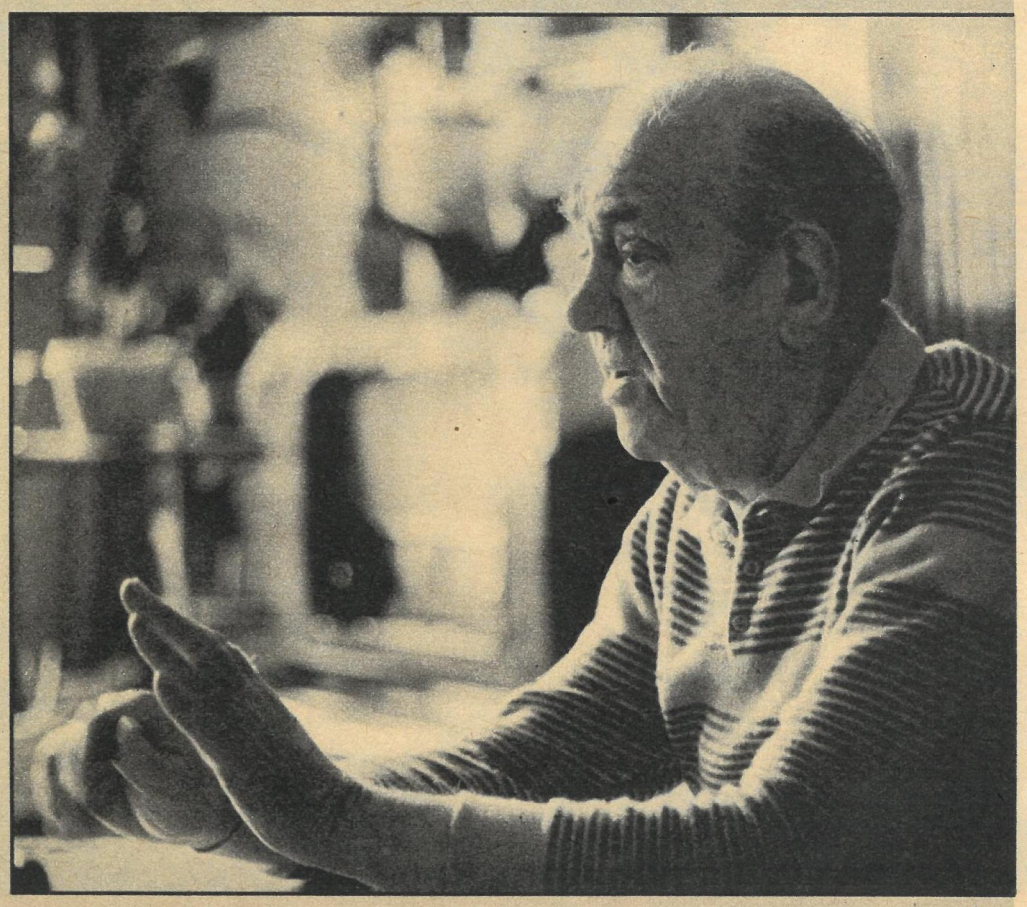
Porträt eines Berliner Arbeiters

„Fotografien? Auf denen ick gemeinsam mit ‚dem Alten' zu sehen bin? Nee, nee, so etwas hat es nie gegeben. Wir waren stets unsichtbar, aber wir waren stets dabei."

Er nennt ihn liebevoll „den Alten". Immer, wenn die Rede auf Ernst Thälmann kommt. Und er darf es



sich erlauben, denn er kannte ihn gut. Bernhard Dyvel, genannt Benno, war von 1929 bis 1932 einer der Begleiter des großen Arbeiterführers. Verantwortlich für die persönliche Sicherheit, für den leibhaftigen Schutz. Eine große Aufgabe, die ihm seine Partei, die KPD, übertragen, und eine mutige dazu.



Der große Blonde aus der Danziger

„Also zur Polizei wollte ick auf gar keinen Fall", erzählt Benno Dyvel. „Was meinst du, was es deshalb für 'nen Ärger gab 1945. Ick war ja gerade erst zurückgekehrt nach Berlin. Dezember 1944 bin ick desertiert aus dem Strafbataillon, hab mich durch Ungarn geschlagen, durch die Tschechoslowakei, da haben sie mich dann gegriffen. Die Kettenhunde. Ick wurde sofort zum Tode verurteilt, war'n noch 'ne Menge anderer Leute dabei. Dann haben sie uns eingesperrt in ein Haus, plötzlich ein Riesenkrach, Schießerei, die Rote Armee ist durchgebrochen, hieß es, kannst dir ja vorstellen, wie schnell wir unsere Beine in die Hand genommen haben. Schön und gut, jedenfalls komme ick am 20. Juni 1945 in Berlin an, morgens, in aller Frühe, und nachmittags sind schon meine Genossen da. Mensch Benno, alter Junge, los, wir brauchen dich bei der Polizei. Was, sag ick, was wollt ihr von mir? Na ja, Benno, du sollst zur Polizei… Kannst dir ja vorstellen, wie ick da verrückt gespielt habe. Nee, nee, hab ick geschrien, daraus wird nischt, zu diesen Knüppelhelden, die auf die Arbeiter eingeschlagen haben, gehe ick nicht. Ihr seid wohl verrückt geworden, mir so was anzubieten. Ick sag dir, es hat verdammt lange gedauert, ehe die Genossen mir klargemacht haben, daß nun eine andere Polizei an der Macht ist, unsere nämlich. Na ja, so wurde ick eben Polizist. Hätt' ick mir auch nicht träumen lassen…"

Sein Gesicht, scharf umrissen, ist offen und klar. Voller Vitalität und Tatkraft. Bernhard Dyvel ist kantig, ist unbequem. Das war er sein Leben lang. Er redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Und der ist berlinerisch. Seit achtzig Jahren. Die Wurzeln seines langen Lebens reichen tief in die Geschichte unseres Jahrhunderts hinab. Es ist seltsam, wenn Benno Dyvel über seine acht Jahrzehnte erzählt, verwandeln sie sich auf wundersame Art und Weise in Geschichten. In lehrreiche und unterhaltsame, in ironische und ernste… Es sind die Geschichten eines Kommunisten, der stets bei der Sache war. Bei der jeweils aktuellen, tagespolitisch wichtigen, wie bei der lebenslangen kommunistischen.

„Ick werde nie vergessen", erzählt er, „wie mir Mutta mal eine geschallert hat, daß mir beinahe der Kopp von den Schultern flog. Zehn Jahre war ick da. In der Schule hatten wir ‚Vaterländischen Unterricht', so nannte sich der Quatsch. Und da mußten wir eines Tages sammeln gehen. Ick bekam auch so 'ne Büchse in die Hand, und dann klapperten wir auf der Straße. Für unsere U-Boot-Helden. 1917 war das. Je-

Ein Leben miteinander gelebt: Ella und Benno Dyvel

denfalls komme ick stolz wie ein Pfau nach Hause, erzähle das Mutta, und plötzlich kriege ick ganz gewaltig eine gewischt. Bist du blöde, Bengel, plautz, hatte ick noch eine weg, durch diese Handlung hast du den Krieg verlängert. Ick werd' dir was mit deinen U-Boot-Helden..."

Am 25. Mai 1907 im „Roten Wedding" geboren, lernte Benno Dyvel schon in frühen Jahren, wie man das Wort Klassenkampf buchstabiert. Das K stand für Kommunist, das L für Leid, das A bedeutete Arbeitslosigkeit, das erste S Solidarität, das zweite Sowjetunion... Jeder Buchstabe wog schwer, war ein Kapitel im Geschichtsbuch der Arbeiterklasse.
Benno Dyvel begriff schon als Junge: Auf der Sonnenseite dieser Welt, da sitzen andere. Nicht er, nicht seine Eltern, nicht die arbeitenden Menschen... Die Schatten der Wirklichkeit sahen so aus: Der Vater, Schmied von Beruf, ein bärenstarker Mann, gehörte stets zu den ersten, die auf die Straße flogen, wenn es kriselte. Denn er war Kommunist, Mitglied der USPD, dann der KPD, ein Störenfried, ein Unruhestifter. Dann mußte Mutter mit ihrem kargen Frauenlohn die Familie über Wasser halten. Und als auch sie die Arbeit verlor, Benno Dyvel keine hatte, und auch Bruder Georg nicht, geschah ein mathematisches und ernährungstechnisches Wunder. Nichts geteilt durch vier ergab bei den Dyvels immerhin jeden Tag etwas. Mal einen Salzhering. Mal ein paar Pellkartoffeln. Mal einen Teller Kohlrüben.
Benno Dyvel hatte nicht vor, sein Leben ewig auf der Schattenseite zu verbringen. Es gab nur einen Weg zur Sonne, und er kannte ihn bald: den disziplinierten und organisierten Klassenkampf.

„Meine Feuertaufe erhielt ick am ersten Sonntag des Jahres 1921", erzählt Benno Dyvel. „Da fand das 1. Internationale Jugendtreffen statt. Im Lokal ‚Zum alten Freund'. Nach der Veranstaltung marschierten wir durch die Berliner Straße in Charlottenburg. Vor dem Polizeirevier wurden wir mordsmörderlich zusammengeschlagen. Ick war vierzehn damals, mußt dir mal vorstellen. Hier am Kopp siehst du noch die Narben... Am nächsten Morgen konnte ick gar nicht arbeiten gehen. Ick habe Lederzuschneider gelernt bei ‚Leiser', war die größte Schuhfabrik in Berlin. Also, ick sag dir, nachdem die mich so zusammengeschlagen haben, diese Polizeihelden, hatte ick endgültig meine Lehre fürs Leben weg. Als am 31. Mai 1924 der Rote Frontkämpferbund gegründet wurde, die Wehrorganisation der KPD, bin ick sofort eingetreten. Ick war bei der 4. Kameradschaft Wedding. Zuerst Kämpfer, dann Zugführer, dann Kameradschaftsführer, dann stellvertretender Abteilungsleiter Wedding. Wir haben Versammlungen bewacht, unsere Demonstrationen und die Parteilokale. War 'ne Menge los damals, kannst dir ja denken.

Bei uns zu Hause war oft Haussuchung. Ick hatte einen kleinen Koffer, da war alles drin, was mich hätte belasten können. der stand bei den Nachbarn. Sympathisanten. Wir mußten uns ja ganz schön vorsehen, waren ewig und ständig am Klassenfeind dran. Eines Nachts haben wir alle Müllkästen Berlins beschrieben. Wählt Liste 3! Das war unsere Partei, die KPD. Mit Mennige-Farbe, die läßt sich schwer abkratzen. War das eine Aufregung in Berlin. Ick war keinen Abend zu Hause. Sonnabend, Sonntag, die ganze Woche, immer unterwegs. Und wenn jemand von uns ins Gefängnis kam, in die Lehrter Straße, diese Wanzenburg, haben wir ihn mit der Schalmeienkapelle hingebracht und wieder abgeholt. Was meinste, wie ick die Polizei gehaßt habe. Und dann werde ick 1945 selbst Polizist, verrückt..."

Seine Frau hat Benno Dyvel im Jahre 1929 kennengelernt. 1934 heirateten sie. Ella kam aus einem kleinen Nest in der Nähe Neuruppins in die große Stadt Berlin. Hatte Stellung bei feinen und weniger feinen Herrschaften. Auf einer Veranstaltung der KPD lernten sich beide kennen und lieben. Seit 53 Jahren nun teilen sie Freud und Leid. Als die Tage für ihre junge Liebe immer kälter wurden, die Nacht des Faschismus sich über Deutschland senkte, wärmten und stärkten sie einander.
Ihn, Benno Dyvel, Mitglied der Widerstandsgruppe Uhrig, suchte die Gestapo. Der große Blonde aus der Danziger Straße, nach einem Mann dieser Beschreibung fahndeten sie. Und das war er. Wäre er in ihre Hände gefallen... Ein gütiges Schicksal bewahrte ihn davor. Er nennt es Solidarität.

„Mit Ernst Thälmann war ick zusammen vom Sommer 1929 bis Ende 32", erzählt Benno Dyvel. „Dann wurde das ganze Sicherheitssystem der Partei geändert. Ick bekam andere Aufgaben. Der Genosse Hermann Scheffler, der damalige Leiter des Roten Frontkämpferbundes Berlin, kam nach dem berüchtigten Blutsonntag am 1. Mai 1929, an dem 33 Arbeiter von der Zörgiebel-Polizei erschossen und viele Hunderte verletzt wurden, zu mir und sagte: Benno, du übernimmst den Schutz von Ernst Thälmann. Das war ja gar nicht so, wie viele denken, daß wir den ganzen Tag um ‚den Alten' herumgewetzt sind. Eigentlich war es nur bei Reisen außerhalb Berlins. Und bei Großveranstaltungen natürlich. Auf die Art und Weise hab ick ganz Deutschland kennengelernt. Mecklenburg, Holstein, Pommern, Bayern, da haben sie mir auch den Schädel eingeschlagen. Aber ‚der Alte', der war ja vernünftig. Hatte ja auch den Kopp immer voll. Er fand nie ein Ende. Bis tief in die Nacht hinein hat er diskutiert, geredet, die Leute agitiert. Wenn es nach auswärts ging, haben wir uns auf dem Bahnhof getroffen, Ernst Thälmann hatte kein Auto. Bei großen Veranstaltungen waren wir zu viert, bei normalen zu zweit, und manchmal war ick auch allein mit ihm. Einmal hab ick ja ein Ding erlebt. Wieder 'ne Wahlveranstaltung, und wie immer findet Thälmann kein Ende. Endlich, so gegen drei Uhr morgens, hauen wir uns in die Falle. ‚Der Alte' geht in sein Zimmer, ick leg mich auch hin, bin gerade beim Einschlafen, da geht die Tür auf, und Thälmann steht vor mir. Zitternd vor Wut. Los Benno, du nimmst mein Zimmer, in dem Ding schlafe ick nicht, ick leg mich hier hin. Ick denke, was ist denn nun los. Also bin ick rüber, na ja, und da hab ick die Bescherung auch schon gesehen. Ein großes Bismarck-Bild hing über seinem Bett. Da hat ‚der Alte' sich doch nicht drunter gelegt. Am nächsten Morgen kommt er, guckt mich so von der Seite an, lächelt ganz fein und fragt: Na, wie hast'n geschlafen, Benno?"

Der schönste Tag ihres Lebens, so sagen Ella und Benno Dyvel, war der 7. Oktober 1949. Die Gründung unserer Republik. Ein Traum war in Erfüllung gegangen, für den sie beide gekämpft, ihr Leben in die Waagschale geworfen hatten.
Benno Dyvel hatte nie Zweifel gehabt am gerechten Kampf der Arbeiterklasse. Nie Zweifel daran, daß am Ende der Sieg stehen würde. Selbst in den schwärzesten Stunden nicht. Heute, mit achtzig, sagt er noch immer: Man muß aktiv sein, zupacken, das beste Mittel ist der Angriff.

„1931 bin ick mit dem Roten Frontkämpferbund, der ja schon verboten war, in die Sowjetunion gefahren. Sechs Wochen sind wir durchs Land gekutscht. Leningrad, Moskau, überall waren Versammlungen, da haben wir den Genossen erzählt, wie es in Deutschland ist. Die gingen nicht unter sechs, acht Stunden. Uns wurde immer ganz schwummrig. Kiew hat mir sehr gut gefallen. Dort haben sie mich zum Ehrenkommandanten der Roten Armee ernannt. Mensch, war ick stolz. Dann war 'ne große Parade. Da mußte ick sprechen. Ist ja nicht direkt meine Sache. Aber ick hab auch auf dem Roten Platz gesprochen. Sogar russisch. Na ja, hab ick natürlich längst wieder verlernt. Und dann, als wir zurück waren, ging's erst richtig los mit dem Reden. Wo bin ick nicht überall aufgetreten, habe den Leuten erzählt, wie es in der Sowjetunion war. Diese Reise hat mir später sehr viel Kraft gegeben."

Irgendwann einmal innerhalb unseres Gesprächs sagte Benno Dyvel: „Früher war ich ein Kerl wie ein Baum!" – Und heute, mit achtzig? Was ist aus „dem Kerl" geworden? Bleiben wir im Bild: Heute ist Benno Dyvel ein großer, alter Baum. Tief verwurzelt in unserer Erde. Mit verwitterter Rinde, in die so mancher dankbar seinen Namenszug geschnitzt.
Denn wie alle starken, guten Bäume gab er vielen Menschen Schutz unter seinem Dach.

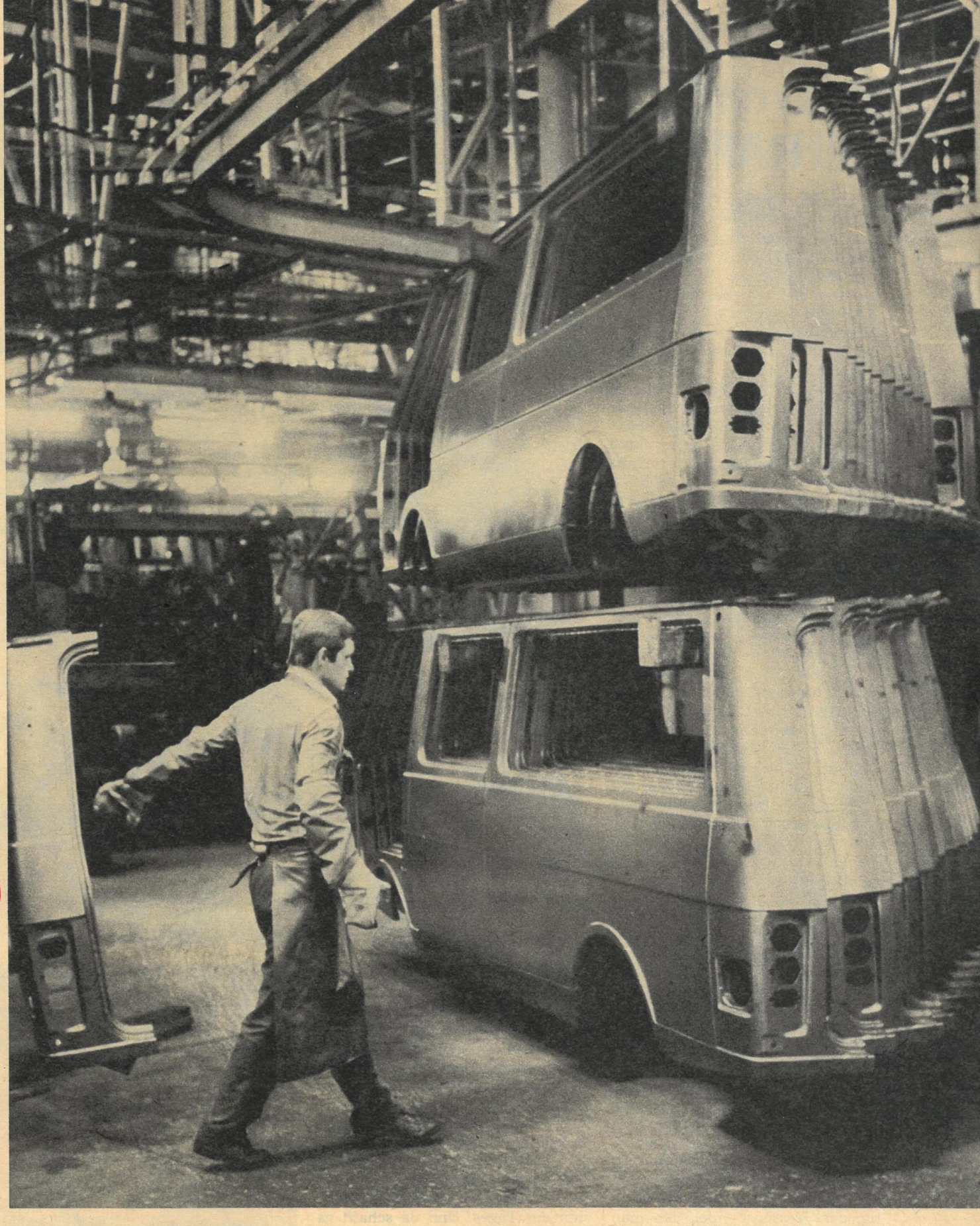
Text: Bernd Siegmund; Fotografik: Paul Schubert; Fotos: Detlev Steinberg (2), privat

Über die Zeit gerettet: Ein Foto der 2. Delegation des Roten Frontkämpferbundes in der UdSSR. (Kreuz: Benno Dyvel)

RAF – wenigstens einmal am Tag sehen die meisten Menschen in der Sowjetunion diese drei Buchstaben, wenn ihr Blick irgendwo auf einer Straße einen Minibus streift. Oder wenn sie in ein Linientaxi steigen oder die Fahrt eines Wagens der Schnellen Medizinischen Hilfe beobachten. Die Mehrzahl dieser nützlichen Fahrzeuge sind dortzulande vom Typ RAF. Klaus Hurrelmann (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) waren in der Automobilfabrik, wo die RAFiks gebaut werden und fragten:

Wie rollt's bei RAF?

Auskünfte eines Kfz-Monteurs (unser Bild links), eines Parteisekretärs und eines Direktors über ihre Fabrikmarke.



Durch die winkeligen Rigaer Altstadtstraßen summt ein Auto. Irgendwie liegt der Vergleich mit einer Biene gar nicht so abseits. Zumal das Fahrzeug von einem Laden zum anderen rollt, gerade wie eines jener fleißigen Insekten, das von Blüte zu Blüte fliegt. Kurze Strecken also. Und bei jedem neuerlichen Start... bleibt die Abgaswolke aus, die anfahrende Benzinkutschen mehr oder weniger heftig in ihre Umwelt zu pusten pflegen. Ein Elektro-RAFik unterwegs als Lieferauto für Milch und Backwaren (Bild links). Auf monatelanger Erprobungsfahrt nun schon. In der Hauptstadt der Lettischen SSR befördern auch einige RAF-Mini-Elektrobusse Touristen zu den

Wie rollt's bei RAF?

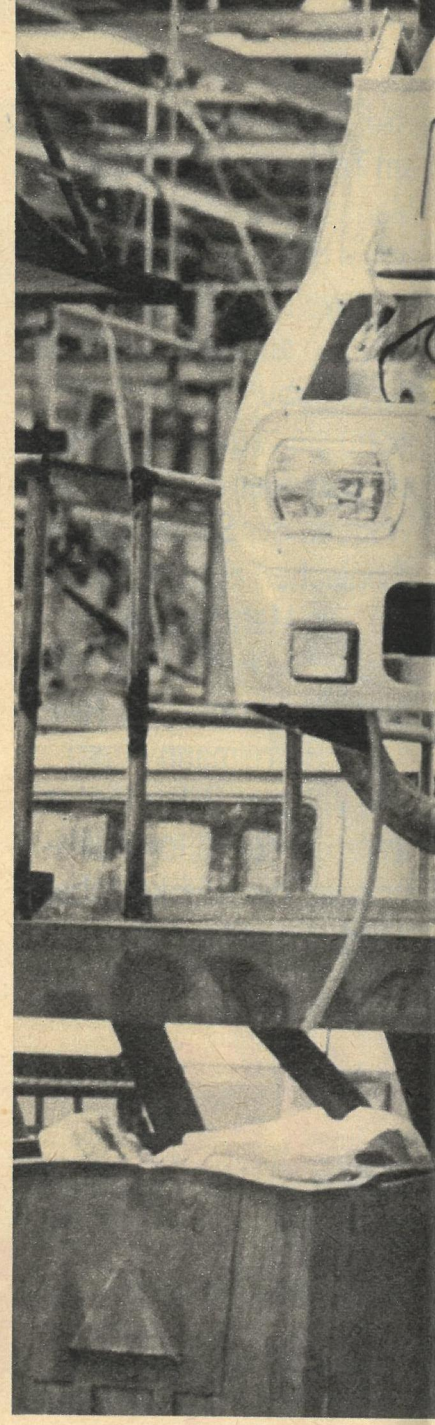
Sehenswürdigkeiten. 75 bis 100 Kilometer Stadtrundfahrt, dann müssen die Batterien „nachtanken". Für die absehbar nächste Zeit bleiben aber klassische Verbrennungsmotoren die Antriebe, auf die auch RAF wie jeder andere Autoproduzent in erster Linie setzt, beim derzeitigen Entwicklungsstand noch setzen muß.

Die Rigaer Autofabrik befindet sich übrigens Dutzende Kilometer vor den Toren der lettischen Metropole, in einer ganz anderen Stadt gar, in Jelgava nämlich. Die alte Fabrik – in den Jahren 1909–15 wurden hier unter der Marke RUSSO-BALT die ersten Automobile im Zarenreich gebaut – war lange schon zu klein geworden. Und mitten in der Stadt war kein Platz für ein zweckentsprechend weiträumiges Werk. Deshalb der Neubau in Jelgava, 1975 in Betrieb genommen. Auf die Buchstaben RAF und ihren wohlbekannten Klang hat man nicht verzichtet. Genaugenommen stimmt auch das „F" nicht mehr. Denn es stand für Fabrik. Fabrik, das klingt schlankweg zu niedlich, ist einfach untertrieben. „F – das heißt jetzt für mich meine Firma", meinte der Monteur Alexander Mamajew, von dem wir noch lesen werden. „Eine Firma, auf die ich stolz sein will. An mir liegt es auch, Gründe dafür zu schaffen."

RAF – das sind recht neue Werkhallen also, großzügig konzipiert und ausgestattet, in denen 4000 Menschen arbeiten. Ein Karosserie- und Montagebetrieb: Die Motoren und viele andere Teile der Minibusse werden zugeliefert. Zum Beispiel aus Ruhla in der DDR die Beleuchtung.

In einer Werkhalle. Tausend Geräusche zu einem Chaos von Schallwellen zusammengerührt. Dem Trommelfell gelingt es kaum, da irgend etwas zu sortieren. Nur angespanntes Lauschen vermittelt Einzelheiten. Man meint wahrhaftig, der Pressenstempel, den man gerade auf Eisen prallen sieht, schlüge „geräuschlos" zu... Eine behämmerte Blechplatte keift verwundert „kech, kech, kech!" Woanders ein wahnwitziger Trommelwirbel: Preßluftwerkzeuge rattern Salve auf Salve. Irgendwo gellt gar ein Martinshorn, zur Probe. Und gequält jaulen Schleifscheiben. Mini-Explosionen zeigen puffend an, daß Punktschweißen Stahl an Stahl heftet.

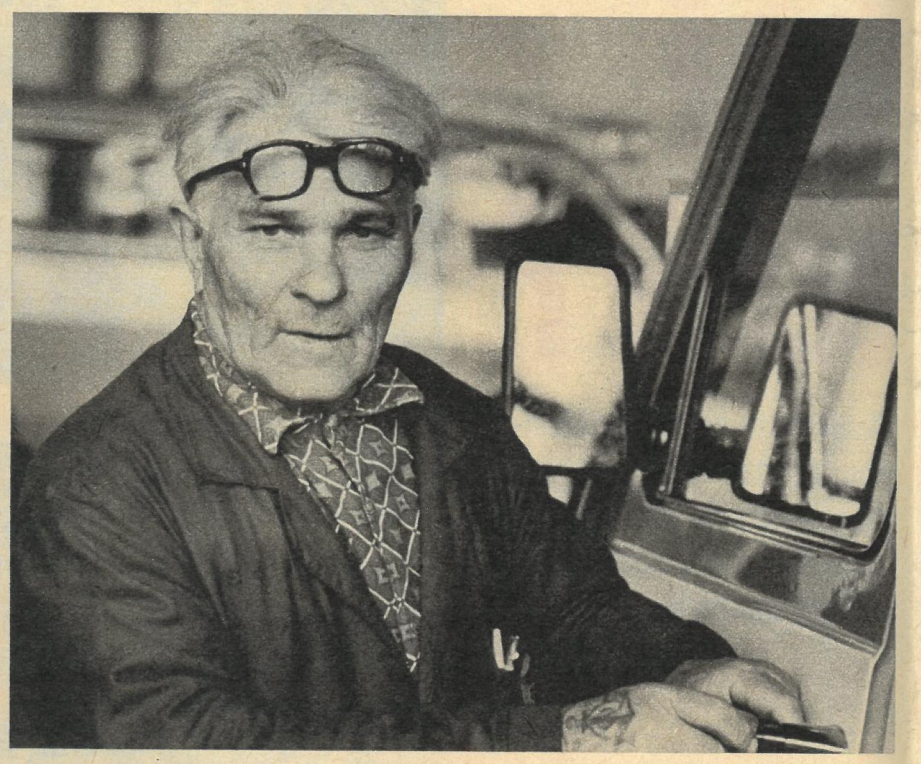
Hier hatten wir Alexander Mamajew getroffen. „So wie der Name des Hügels in unserer Heldenstadt Wolgograd", stellt er sich vor. Der Montageschlosser arbeitet ganz ohne Hast, fast bedächtig, ungemein sicher. Nach kurzem Zuschauen nimmt man wahr, wieviel



er auf diese Weise leistet. Dadurch ist er uns aufgefallen. Und dadurch, daß er unter seinem Arbeitskittel ein Hemd mit Schlips trug. „Das gehört bei mir halt zum Aussehen eines ordentlichen Mannes", meint er lakonisch. Einer, der mit Feuereifer bei der Sache ist. Und gerade der muß sich nicht immer durch hektische Betriebsamkeit darstellen... „Die Arbeit mein ein und alles?" wehrt er jedoch ab. „Aber mit ihr verbringe ich die meisten Stunden des Tages. Und da schafft es schon Genugtuung, wenn alles so läuft wie hier. Nicht, daß es keine Probleme gäbe. Aber auch den Willen und wohl auch die Wege, sie zu lösen..." Alexander ist, wie man so sagt, regelrecht „heiß darauf, daß hier in nicht allzuferner Zukunft auch mal eine ganz neue Generation Minibusse montiert wird".

Aber das ist, wenn man die Sache real sieht, noch Zukunftsmusik.

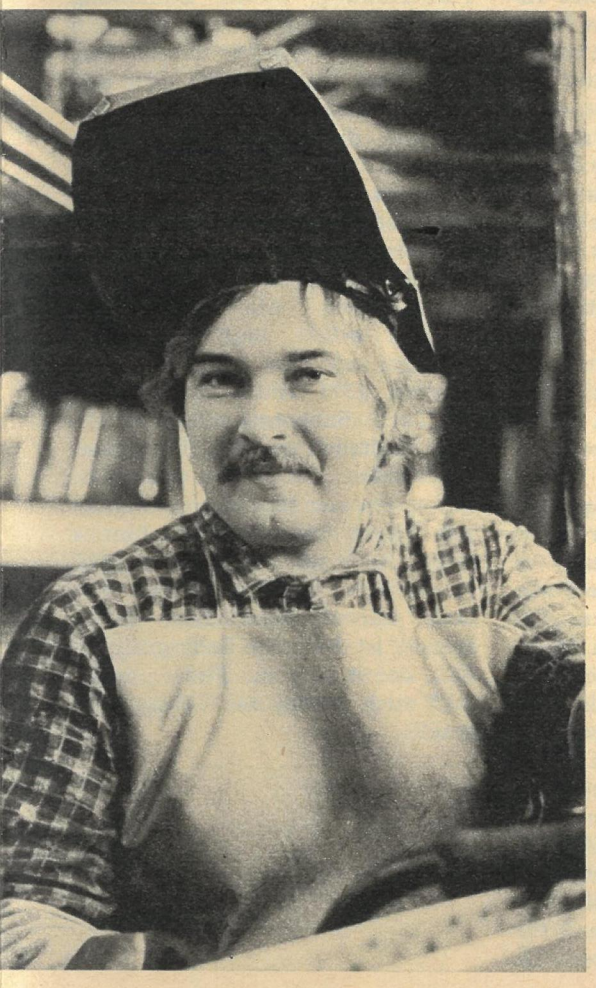
Chefkonstrukteur Artis Bergs macht sich auch seine Gedanken. Er wünscht sich, daß die vergleichbaren Werke in den sozialistischen Ländern – er nannte RAF, BARKAS, ŽUK und ŠKODA – doch einmal zu Abstimmungen ihres Produktionsprofils gelangten. Dann könnten sie seiner Meinung

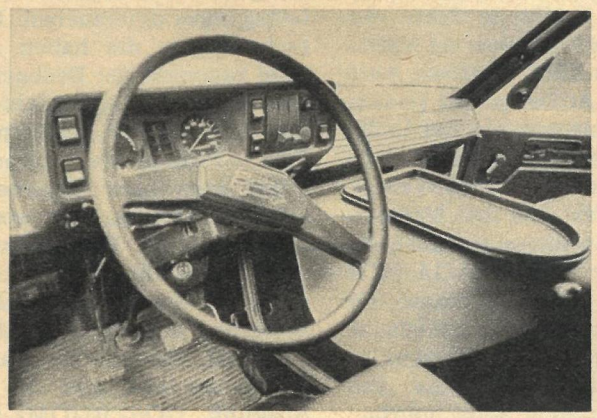


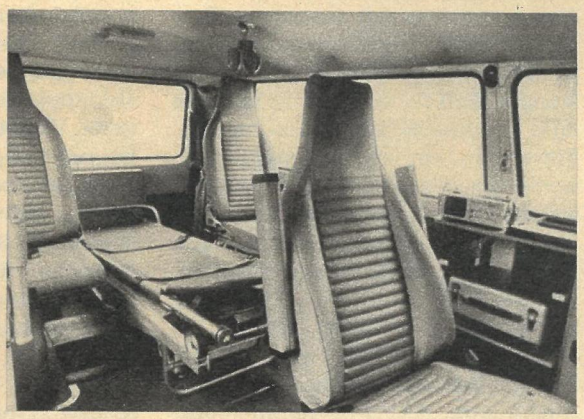
Seit 1975 werden die RAF-Minibusse und ihre Varianten in der lettischen Stadt Jelgava montiert (Bilder links und rechts ganz oben).

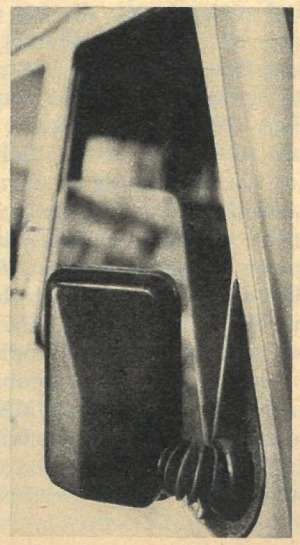
Ein Mitarbeiter von GOSPRIJOMKA, der staatlichen Güteabnahme, die nun auch bei RAF wirkt (oben).

Details, die auch äußerlich auf Veränderungen am Basismodell aufmerksam machen (Bildgruppe rechts außen). Auch das Innere der Sanitätswagen wurde völlig neu gestaltet.





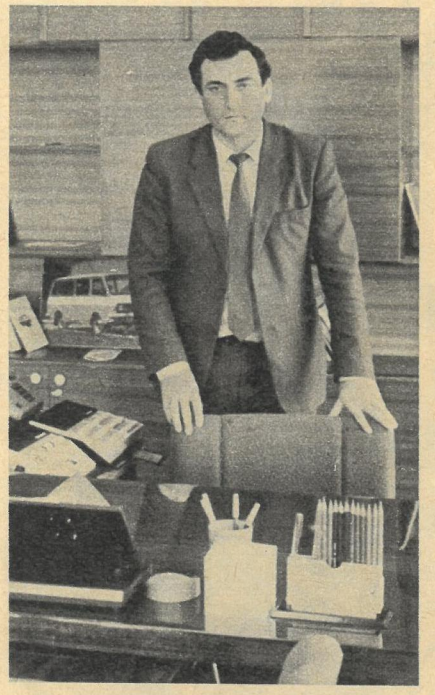




nach wirklich effektiv tiefgreifende Maßnahmen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts angehen. „Bislang", so Artis Bergs, „versucht doch jeder, sein in Kleinserien zerfallendes Warenhaus-Fertigungsprogramm zu bewältigen. Da ist aus meiner Sicht mancher Automatisierungsaufwand für den einzelnen einfach eine Nummer zu groß."

Beim RAF-Direktor Viktor Bossert. Er wußte nichts von unserem Gespräch mit dem Monteur Mamajew, auf den wir ganz zufällig aufmerksam geworden waren. Nun erzählten wir dem Direktor von dieser Begegnung. Bossert: „Zu der Zufriedenheit, die sich bei jedem guten Arbeiter einstellt, wenn es

Wie rollt's bei RAF?



Direktor Viktor Bossert, wenige Monate im Amt, hat ehrgeizige Pläne zur Leistungssteigerung und für die stetige Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen.

flutscht, gehört natürlich auch die Gewißheit, daß es sich für ihn lohnt, gut zu arbeiten."

Das Interview mit Genossen Bossert verlief übrigens recht nervös. Immer wieder sah er zur Uhr. Nannte bald den Grund: Er erwarte eine Gruppe Schüler aus Jelgava. Mit denen war er seit langem verabredet, mit uns nicht. „Wir suchen ordentlichen Nachwuchs, haben junge Leute eingeladen, die einen technischen Beruf erlernen wollen. Künftig finden sie hier an Ort und Stelle alle Voraussetzungen für eine gediegene, praxisnahe, auf die Bedürfnisse von RAF ausgerichtete Ausbildung. RAF wird nämlich offizielle Zweigstelle des Lehrstuhls für Automobilbau der Leningrader Technischen Hochschule. Wir brauchen jährlich 20 bis 30 Hochschulabsolventen. Die bilden wir selber aus und sind deshalb gewiß, in jeder Hinsicht werkverbundene Fachleute zu bekommen. Sie sammeln bei uns schon während der Ausbildung solide Erfahrungen als Automobilbauer und eignen sich gleichzeitig das notwendige wissenschaftliche Rüstzeug für technische und ökonomische Leiter an. Übrigens liegen auf meinem Schreibtisch auch Immatrikulationsanträge von 47 jungen Werksangehörigen... Wir wollen unsere Studenten optimal auf ihre künftigen Aufgaben vorbereiten. Schwerpunkte für die nächste Zeit sind die Elektronik und die Mikroelektronik sowie der Werkzeugbau."

Direktor Bossert nennt auch reale Pläne zur weiteren Verbesserung des sozialen Niveaus bei RAF. An erster Stelle steht der Wohnungsbau. Zum Werk gehört bereits eine ansehnliche Siedlung, ein ganzer Stadtteil von Jelgava mit allem Drum und Dran. „Aber wir müssen auf diesem Gebiet mehr leisten, mehr bieten. Bis 1986 übergaben wir jährlich dreißig Neubauwohnungen. 1987 schaffen wir mindestens hundert. Die Bauleute sind im Planrhythmus. Spätestens ab 1995 bekommt jede neu gegründete Arbeiterfamilie sofort ihre Werkswohnung. Denn bliebe die Wohnungsfrage akut, wirkt das auch aus soziologischer Sicht auf die Nachwuchsfrage: Nur wenig junge Eheleute, die in Kleinwohnungen oder gar im Arbeiterwohnheim leben, ‚leisten' sich zwei oder mehr Kinder."

RAF in diesem Fünfjahrplan. Der Direktor erläutert. Jeder RAFik besteht – ohne Motor – aus etwa 3500 Einzelteilen. Das gegenwärtige Modell wird, ständig vervollkommnet, bereits seit dem 25. September 1975 in Jelgava gebaut. Diese Karosserie mitsamt ihrer Innenausstattung war durchaus ein gelungener Wurf. Der Wagen gehört im internationalen Vergleich zum wohlgefälligsten bei derartigen Fahrzeugen. Detail um Detail wurde für höhere Sicherheit verändert. Ein sichtbares Beispiel: Die Scheibe der Fahrertür ist jetzt nicht mehr seitlich aufklappbar geteilt, sondern sie läßt sich hinunterkurbeln wie bei einem PKW. Seit dem 1. Juli ist ein weiterentwickelter RAFik in Serie. Äußerlich erkennbar schon an Veränderungen des Kühlergesichts. Auch abklappbare Außenspiegel (verringerte Verletzungsgefahr bei Unfällen mit Fußgängern) gehören dazu. Zwei Benzinmotoren werden eingesetzt – geliefert von den Motorenwerken in Sawolsche, die auch die Antriebe für die WOLGA-PKW bauen. Eine 105-PS-Variante für die Wagen der Schnellen Medizinischen Hilfe, eine 90-PS-Version für Kleinbusse und Linientaxis. Der Kraftstoffverbrauch sinkt spürbar. Von gegenwärtig 13 Liter auf 9 bis 10 Liter/100 km. Unter anderem durch elektronisch geregelte Kraftstoffeinspritzung. Die Höchstgeschwindigkeit liegt bei 120 km/h. 1987 wird ein Teil der RAFiks mit Gasmotor ausgerüstet. Aus der VR Polen und von den Moskauer Lichatschow-Werken werden ab 1990 Dieselmotoren zugeliefert. 1987 produziert RAF 8000 Fahrzeuge für den Medizinischen Dienst und 9000 Busse und Taxis sowie Spezialfahrzeuge für die Verkehrspolizei. Der Fünfjahrplan stellt die Aufgabe, alle Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß bis 1993 die Jahresleistung auf annähernd 60000 Wagen steigt.

1988 mausert sich der neue RAF weiter – zum Fronttriebler. Allmählich erweitert sich das Produktionsprogramm auf 20 Varianten des Grundmodells – vom Banktransporter bis zum Spezialeinsatzwagen, der Frühgeborene samt ihren Muttis sicher und schnell ins Krankenhaus bringt. Ab 1988 gibt es ein spezielles Familienauto von RAF. Vornehmlich in Mittelasien mit seinen kinderreichen Familien besteht dafür großer Bedarf. Bestellungen werden bereits angenommen.

Die Temperatur-Extreme, bei denen im riesigen Sowjetland auch ein RAFik stets startklar sein muß, unterscheiden sich fast um einhundert Grad Celsius. Die Klimazonen stellen harte Ansprüche an das Material – man denke nur an die Teile aus Gummi, und das sind längst nicht nur die Reifen, man denke an Anlasser und Motoren! In „Südfahrzeugen" müssen die Kühlsysteme Besonderes leisten; und die „Nordautos" dürfen die Einsatzbereitschaft von Fahrer und Motor auch bei vierzig Minusgraden nicht in Frage stellen.

Das Montageband. Gondeln wie beim Prater-Riesenrad... Von Minibusdimensionen und -gestalt eben. Schließlich haben sie Räder, und ab geht's hinaus ins Autoleben. 270 Bandmonteure in jeder Schicht. Bis Juni noch waren es nur zwei Schichten. Die dritte erschließt nunmehr weitere Reserven.

Ein paar Männer benehmen sich in Fließbandnähe sehr auffällig. Sie sind einfach nicht zu übersehen bei ihrem Tun, wenn sie mit allerlei Meßgerät bestimmte Baugruppen vor der Montage überprüfen. Wenn sie genau das Ergebnis eines Arbeitsganges untersuchen. Es ist offenkundig – die haben Ahnung. Bald bekommt der Beobachter mit, daß sie nichts Zugereichtes unter die Lupe nehmen, sondern daß sie ihre Prüfobjekte unbeeinflußt selbst auswählen: Mitarbeiter der GOSPRIJOMKA, der staatlichen Güteabnahme. Wir wollen mehr wissen über dieses Bemühen, konsequent etwas für die Qualitätsverbesserung zu tun. Gennadi Matjuschonnok, Sekretär des Parteikommitees bei RAF, gibt uns darüber Auskunft. GOSPRIJOMKA – das sind meist Leute, die bis vor kurzem im Werk gearbeitet haben, zum Stamm gehörten. Ausgefuchste Spitzenkönner. Sie wurden in allen Ehren „entlassen", um für ihre wichtige neue staatliche Funktion zur Verfügung zu stehen. „Die Auswahl war sehr gründlich. Moralische wie fachliche Eigenschaften waren ausschlaggebend. Als RAF 1986 das Gütezeichen für den Minibus aberkannt wurde, haben wir einen strengen Maßnahmeplan erarbeitet, um es zurückzuerobern. Die Leute von GOSPRIJOMKA sind dabei harte Helfer, wirklich. Wie sie Schwachstellen herausfinden, ist nicht immer schmeichelhaft für uns, aber außerordentlich wertvoll. Zuletzt waren ihre Argusaugen besonders auf den Lack gerichtet. Damit hatten wir große Sorgen. Wir mußten die Behandlung des Untergrundes entscheidend verbessern. Sonst taugt das beste Lackieren nichts. In diesem Produktionsabschnitt verwirklichen wir unsere nächsten Rationalisierungsvorhaben. Gute Roboter arbeiten bekanntlich gleichbleibend zuverlässig."

Doch weiter zu GOSPRIJOMKA. Deren Mitarbeiter bekommen ihr Gehalt selbstverständlich nicht vom RAF. Es verringert sich, wenn die Zahl der Reklamationen steigt. Denn dann waren sie unaufmerksam, haben schlechte Qualität zur Auslieferung zugelassen. Und Prämien werden ihnen nur gezahlt, wenn keine Reklamationen auftreten. Seit Oktober 1986 wirkt GOSPRIJOMKA bei RAF. Zuerst im „Probelauf", seit Januar muß jeder Wagen vor diesen unbestechlichen Augen bestehen. Aber es geht nicht nur um das einzelne Auto, sondern auch um das Aufdecken von Mängeln in der technologischen Kette. „Natürlich", sagt der Parteisekretär, „fehlen uns diese Kollegen. Sie gehörten ja zu den Besten. Aber längst hat jeder hier begriffen, daß ihr jetziges Wirken unerläßlich ist für die Ehre unseres Firmenzeichens, schließlich für den eigenen Verdienst."

RAF heute. Wie rollt es jetzt? „Der sozialistische Wettbewerb hat einen deutlichen Aufwind bekommen, ist konkreter, überschaubarer geworden, spornt uns tatsächlich an", sagt der Arbeiter Mamajew. „Jetzt geht es um präzise Grundfragen – die Qualität, den Rhythmus der Planerfüllung, strikte Einhaltung der Arbeitsdisziplin – und das kann jeder tagtäglich selber überblicken, beurteilen. Und so weiß jeder und jedes Kollektiv, woran man ist. Kurzum, der Wettbewerb hat uns gepackt. Ja, auch auf eine Wanderfahne ist meine Brigade stolz und ein einzelner auf den Ehrenwimpel, der seinen Arbeitsplatz schmückt."

Seit Jahresbeginn hat RAF keine Planschulden. Alle Kennziffern wurden erfüllt und übererfüllt. Nehmen wir den April 1987. Da wurden 1371 Autos ausgeliefert. Am Lenin-Subbotnik rollten 31 RAFiks zusätzlich von den Hauptmontagebändern. Im ganzen wurden in den ersten vier Monaten des Jahres 120 Wagen über den Plan hinaus fertig. Auch mit der Qualität geht es deutlich aufwärts. Wenn der neue, umweltfreundlichere Motor kommt, ist die letzte Bedingung erfüllt, damit sich zur Firmenmarke RAF auch wieder das Gütezeichen gesellt.

Machen Sie mit beim großen Reise-Foto-Wettbewerb

der Redaktion FREIE WELT, der Gesellschaft für DSF, INTOURIST und des Reisebüros der DDR zum 70. Jubiläum der Oktoberrevolution. Schicken Sie uns Ihre besten Fotos von Reisen in die Sowjetunion!

Viele Preise winken: Zwei Kurzreisen im Werte von je 1000 Mark in die Sowjetunion, Souvenirs und diverse Reiseartikel. Jeder – ob Amateur oder Berufsfotograf – kann teilnehmen. Fotos in beliebiger Anzahl mit dem Mindestformat 13 × 18 Zentimeter senden Sie bitte an folgende Adresse:

Redaktion FREIE WELT,
Karl-Liebknecht-Straße 29,
Berlin, 1026,
Kennwort: Reise-Foto-Wettbewerb.

Sowjetische Touristen können Fotos von ihren Erlebnissen in der DDR einsenden.

Die Fotos werden nicht zurückgesandt und verbleiben im Archiv der Redaktion. Bei Veröffentlichung wird entsprechendes Honorar gezahlt. Vergessen Sie nicht, Name und genaue Adresse anzugeben.

Die Sachgewinne, einschließlich Reisen, werden nicht ausgezahlt. Die Reisen liegen im Zeitraum bis 30. April 1988 und können auf andere Personen übertragen werden. Die Bewertung der Fotos erfolgt von einer Jury unter Ausschluß des Rechtsweges.

Einsendeschluß am 10. Oktober 1987

FREIE WELT–Serie 2

Drift auf der Scholle

Neun Monate lang schliefen die vier Polarforscher in einem Zelt, aßen aus einem Topf und drifteten auf einer Eisscholle, die sich in mehrere Teile aufspaltete: Papanin, Krenkel, Schirschow und Fjodorow. Wie alle Papanin-Leute erlangte damals auch Jewgeni Fjodorow (Foto unten) nach der gefahrvollen Drift von „Nordpol 1" 1937/38 legendäre Berühmtheit. Er gehörte zur ersten Garde der sowjetischen Arktisforscher. Seit seinem Bestehen verfolgte der Sowjetstaat das Ziel, im arktischen Ozean und seinen Nebenmeeren das ganze Jahr über Schiffahrt betreiben zu können, die nördlichen Randgebiete zu erschließen und diese in das Leben des gesamten Landes einzubeziehen. Wichtige Voraussetzung dafür schufen die Polarforscher mit ihrer harten und entbehrungsreichen Arbeit im rauhen Norden unseres Erdballs.

Von jener Expedition zum Pol erfuhr ich im Winter 1935/36, und zwar durch Papanin, der als Leiter vorgesehen war. Die Entscheidung, eine solche Expedition auszuschicken, wurde ganz folgerichtig getroffen. Sie war nicht damit motiviert, die Welt in Staunen zu versetzen oder einen neuen Rekord aufzustellen. Jeder Poljarnik wußte, daß so eine Expedition die nächste Etappe der sowjetischen Arktisforschung darstellte. Die Schiffahrt auf dem Nördlichen Seeweg und die gesamte Erschließung der sowjetischen Polargebiete erforderten immer mehr Informationen über den Arktischen Ozean.

Damals, 1936, erlebte ich voller Freude und Stolz, daß Papanin mich bat, als Astronom und Geophysiker an der Expedition zum Nordpol teilzunehmen. Ein weiterer Kandidat war Ernst Krenkel. Er besaß von uns allen die größte Praxis, die meiste Arktiserfahrung, und nicht nur bei der Arbeit allein. Von ihm ging die Initiative aus, auf den Polarstationen im Funkverkehr Kurzwellen anzuwenden.

Pjotr Schirschow, Hydrobiologe und Hydrologe, wurde ebenfalls nicht zufällig zur Teilnahme an der Expedition zum Pol aufgefordert. Nach Abschluß seines Studiums wandte er sich sogleich dem Nordpolarmeer zu.

Auf unserer Driftstation war jeder in mehreren Arbeitsbereichen tätig, aber darüber hinaus hielt es Papanin für notwendig, daß sich auf die für uns lebenswichtigen Tätigkeiten jeweils zwei Mann verstanden. So konnte außer mir auch Krenkel astronomische Beobachtungen durchführen, meteorologische dagegen auch Krenkel und Papanin, und das Double für den Funker Krenkel war ich. Schirschow mußte nebenbei Arzt werden. Papanin meinte zu Recht, daß ein Biologe besser dafür geeignet sei als sonst jemand. Und Schirschow machte sich gewissenhaft ans Werk. Fast ein Jahr arbeitete er – obwohl er ja auch andere Verpflichtungen zu erfüllen hatte, die ihm aus der Vorbereitung auf die Expedition erwuchsen – in einer Klinik und eignete sich dort medizinische Grundkenntnisse an.

Zu viert allein

Das riesige hellorangefarbene Flugzeug war auf einem großen Eisfeld von mehreren Kilometer Durchmesser zum Stehen gekommen. An den Rändern unserer Eisscholle mit der Driftstation türmten sich fünf bis sieben Meter hohe Packeiswälle. Der Wind wehte mit etwa zehn Metern in der Sekunde, leichtes Schneefegen. Temperatur minus 13 Grad. Die Oberfläche des Eisfeldes war uneben. Sie wurde gebildet von abgeschmolzenen, im Verlaufe von vielen Jahren geglätteten mächtigen Packeisanhäufungen. An den die Eisscholle begrenzenden Packeiswällen waren die Bruchstellen noch frisch, nicht vom Schnee zugeweht und auch nicht abgetaut; sie glitzerten in allen möglichen Schattierungen von Blau und Grün. Am 6. Juni 1937, zwei Uhr, fand die feierliche Eröffnung der Driftstation statt.

Ein halbes Jahr später... Am 15. Dezember, als das Nordostkap Grönlands nur noch dreißig Meilen entfernt war – bei der gegenwärtigen Geschwindigkeit wären noch fünf bis sechs Tage Drift gewesen – bog unsere Eisscholle plötzlich nach Ostnordost ab, überquerte die Grenze zwischen Arktischem Ozean und Atlantik und trieb in die Grönlandsee.

Als wir die Expedition planten, hatten wir nicht daran gedacht, daß wir je in der Grönlandsee würden arbeiten müssen. Niemand hätte das vermutet. Man glaubte, daß die mittlere Driftgeschwindigkeit in Richtung Atlantik ein bis zwei Seemeilen am Tage betrage und daß wir nach 10 bis 12 Monaten – im Frühjahr 1938 – etwa 83 bis 81 Grad erreicht haben würden. Dort sollten uns dann Flugzeuge aufnehmen.

Eine solche Geschwindigkeit hatten wir in der Zentralarktis auch tatsächlich festgestellt. Je weiter wir jedoch nach Süden drifteten, um so rascher nahm dieser bis dahin konstante Wert zu. Zwischen 90 und 85 Grad nördlicher Breite hatte er 1,4 Seemeilen je Tag betragen, zwischen 85 und 83 Grad 2,2 Seemeilen, und jetzt, im Dezember, hatte er auf rund 82 bis 83 Grad Breite 3,3 Seemeilen in 24 Stunden erreicht. Zugleich hatten sich die örtlichen Winde, die unmittelbar auf die Eisscholle einwirkten, erheblich verstärkt und wehten fast ständig aus nördlichen Richtungen. Interessant war auch, daß ihre Wirkung auf die Eisscholle immer stärker wurden, so als hätten wir auf unserem Eisfeld Segel gesetzt.

Die Grönlandsee war damals kein weißer Fleck mehr, hier hatten schon mehrmals Expeditionen gearbeitet. Dennoch waren bestimmte Arbeiten von uns von großem Wert. Erstens hatte sich hier noch nie jemand im Winter aufgehalten, zweitens hatte auch noch keiner Schweremessungen und exakte hydrologische Beobachtungen vorgenommen.

Es kratzt und knirscht

1. Februar. Ein Uhr. Gestern dauerte der Schneesturm an, der Wind drehte auf Ost. Funkverbindung bestand mit der „Murmanez". Gegen 16 Uhr sind Schirschow und Papanin gestern zum hydrologischen Zelt gegangen, an der Spalte aber wieder umgekehrt. Auf dem Eis über der Spalte war Wasser ausgetreten.

Schirschow hat in der Küche den Teekessel auf den Primuskocher gestellt, ich schreibe. Plötzlich ein heftiger Stoß, ein Schlag und ein Kratzen, Knirschen. Wir zucken zusammen.

„Da ist ganz in der Nähe etwas geborsten!"

Wir stürmen in die Küche hinaus, in den Gang. Uns scheint, der Stoß sei unter dem Zelt erfolgt. Doch uns fällt nichts auf, wie eh und je pfeift der Wind, die Zeltleinwand flattert, klatscht. Dampfwolken erfüllen die Küche, das Teewasser kocht. Schirschow wirft Stücke gepreßten Tees hinein. Ich ziehe die Filzstiefel aus und krieche ins Wohnzelt. Papanin hebt den Kopf.

„Das war wohl ein Stoß?"

„Ja, gerade eben."

Die Eisschwankungen verlaufen von Süden nach Norden; die Spalte wird wahrscheinlich mit der Länge der Wellen übereinstimmen. Ja, nur so kann es sein.

„Jewgeni, sieh dir mal die Spalte am Wirtschaftsdepot an." Mühsam ziehe ich das feuchte, von Schnee getränkte Fellhemd über, schlage den langen Strumpf nach innen um. Dann mache ich mir ein Schlupfloch und krieche hinaus. Ich besichtige eingehend die Spalte – nichts festzustellen. Sie hat sich nicht verbreitert.

Das Zelt ist nicht zu sehen, nur das Dach zeichnet sich als kaum merkbarer Buckel ab. Das schwarze Schlupfloch ist nicht größer als bei einer Wolfshöhle, auf dem Rücken liegend, rutsche ich hinunter. Fünfzehn Minuten lang klopfe ich sorgfältig den Schnee aus meiner Kleidung.

In diesen Tagen war an kein Tagebuch zu denken. Vier Stunden nach der letzten Eintragung sah es so aus: Schirschow schlief, ich ebenfalls, wachte aber häufig auf. Papanin und Krenkel spielten Schach und rauchten. Oft waren Stöße zu spüren. Doch nun hörte man fernes dumpfes Grollen und Knirschen, was die beiden beunruhigte. „Petja, Jewgeni, steht jetzt lieber auf und zieht euch an. Wahrscheinlich Eispressungen. Da ist es wohl besser, man ist angezogen."

Gegen fünf Uhr zieht sich Schirschow schnell an und geht hinaus. Der Wind pfeift und heult, zeitweise ein dumpfes Knirschen. Nach fünfzehn Minuten kommt Schirschow wieder.

„Also doch – eine Spalte! Sie verläuft dicht am Wirtschaftsdepot vorbei zur Wetterhütte hin, um diese herum und verliert sich im Packeis. Noch ist sie schmal, aber sie lebt, bewegt sich."

Ich zog mich an und lief durch den Gang in mein Schwereobservatorium. Meine Arbeit hier war zu Ende. Die Geräte stellte ich auf ein Postament, damit man sie erreichen konnte, wenn man das Dach durchschlug, dann kehrte ich ins Haus zurück. Schirschow packte ebenfalls seine Gerätschaften zusammen und schaute erneut nach der Spalte.

„Kommt alle raus. Sie geht auseinander!"

Wir sprangen auf. Noch war die Dämmerung nicht angebrochen. Starkes Schneefegen, obwohl der

Sturm allmählich nachließ. Schnell trugen wir die wissenschaftlichen Apparate und alle notwendigen Sachen aus dem Haus heraus, arbeiteten in aller Eile, bemüht, alles bis auf das letzte mitzunehmen, nichts dem Eis zu überlassen. Schon vorher hatten wir für alle Fälle fast unsere ganze wertvolle Habe auf den Schlitten verladen.

Zu viert zogen wir nun unter Anspannung aller Kräfte den schwerbeladenen Schlitten in die Nähe der Antenne. Uns schien diese Stelle das Zentrum jenes Stückes unseres Eisfeldes zu sein, über das wir noch verfügten. Hurtig stapelten wir die herausgeschleppten Sachen zu einem Haufen auf.

In diesem Augenblick mußte ich diese Arbeit unterbrechen und meine Pflicht als Astronom erfüllen. Es hatte aufgehört zu schneien, Wolkenfetzen jagten niedrig über uns dahin. Zeitweilig schauten Sterne durch die Wolkenfenster. Endlich wieder einmal Sterne! Sechs Tage lang hatten wir nicht unsere Koordinaten bestimmen können.

Ich schaltete schnell das Licht im Theodoliten ein und maß wie immer die Höhen von drei Sternen. Niemals hatten wir wohl sehnlicher auf die Ergebnisse der Berechnungen gewartet. „Na, wie sieht's aus, Jewgeni?" bedrängten mich die Freunde. Ich war ganz betroffen – konnte man den gewonnenen Zahlen wirklich Glauben schenken? Ich wiederholte meine Berechnung – kein Zweifel: Während dieser sechs Tage waren wir mehr als 120 Seemeilen nach Südsüdwesten gedriftet. Zwanzig Seemeilen am Tag! Was für ein Tempo.

Unsere Scholle bröckelt

Unser Segeltuchhaus bietet uns bei all seiner Attraktivität keine Sicherheit mehr, jeden Augenblick kann die Eisscholle unter ihm auseinanderbrechen. Daher beschlossen wir, unverzüglich eine neue Behausung aus Schnee zu bauen. Der Schneesturm ließ etwas nach, die Bewegung der Schollen dagegen nicht. Da bemerkten wir plötzlich eine weitere verräterische schwarze Schlange – einen Riß – auf unserer Eisscholle. Ihre Windungen verliefen von der Wetterhütte zu jener Küchenwand, die ans Wohnzelt grenzte. Hier verschwand die Schlange unterm Zelt, tauchte auf der anderen Seite wieder auf und zog sich dann in Richtung Windmotor hin. Nun gab es keinen Zweifel mehr: Das Eis barst direkt unter unserem Zelt.

Wir bauten das Schneehaus nicht fertig, sondern holten sofort die Funkstation und unsere andere Habe heraus, stellten leichte Seidenzelte auf und quartierten uns vorläufig darin ein. Die Seidenzelte hatten uns die Flieger dagelassen. Wir schlugen sie in Nähe des hinteren Mastes auf; in dem einen deponierten wir Kleidung und Schlafsäcke, im anderen brachten wir die Funkstation unter.

Tagsüber erweiterten sich rasch die Spalten. Die Wetterhütte stand nun schon unmittelbar am Rande des offenen Wassers. Bald näherte sich uns der Windanzeiger auf dem gegenüberliegenden „Ufer", bald wieder entfernte er sich. Mit Einbruch der Dunkelheit legten wir uns schlafen, einer aber mußte Wache halten, unser Schlaf war recht unruhig.

Am nächsten Tag setzte sich das Krachen und Splittern des Eises fort. Gegen Abend war die Scholle, auf der wir uns befanden, nur noch dreißig mal siebzig Meter groß.

Am Morgen setzte klares und ruhiges Wetter ein, und wir nahmen unsere „Umgebung" in Augenschein. So weit das Auge reichte, überall nur zu kleinen Schollen zerborstenes Eis. Auf unserem Bruchstück entdeckten wir neue Spalten, die es noch mehr verkleinerten. Eine trennte uns von dem hinteren Antennenmast und den Zelten, die wir am Abend vorher aufgestellt hatten.

Es half nichts, wir mußten noch einmal umziehen. Den Windmotor, die Energiequelle für die Akkus, wollten wir möglichst lange benutzen, denn ohne ihn würden wir bald ohne Funkverbindung sein; daher rafften wir schnell unsere gesamte Habe zusammen und schleppten sie näher an den Windmotor heran.

Nach dem Frühstück brachen wir zu zweit, Schirschow und ich, auf, um große Eisschollen zu suchen. Über Spalten springend, wandten wir uns nach Norden, kletterten aufs Packeis und hielten aufmerksam Umschau. Nichts Brauchbares: Unser gesamtes riesiges Eisfeld, auf dem vor acht Monaten noch mehrmotorige Großflugzeuge landen konnten, war in kleine Stücke zerbrochen. Es war beim besten Willen unmöglich, eine Scholle von mehr als hundert Meter Länge zu finden. Hier hätte jetzt nicht einmal mehr ein kleines Schulflugzeug landen können.

Bei unserer Rückkehr ins Lager erwartete uns eine angenehme Überraschung: Eines unserer Depots, das vorher vom Lager abgetrennt worden war, trieb jetzt fast unmittelbar neben uns her. Wir holten von dort die Säcke mit der Pelzbekleidung und ein Schlauchboot herüber, luden alles auf den Schlitten und zogen es ins Lager.

Krenkel setzte die Funkstation an ihrem neuen Platz in Betrieb und stellte wieder Verbindung mit der „Murmanez" her. Nachdem er den Funkspruch abgesetzt hatte, ließ er den Windmotor an, um die Akkus aufzuladen.

Schirschow, von dem Wunsche getrieben, aus den in verschiedene Richtungen driftenden Depots soviel Sachen wie möglich zu retten, kletterte auf einen hohen Packeisbrocken, der auf einer benachbarten Scholle emporragte. In geringer Entfernung konnte er zwei Depots mit Lebensmitteln und Brennstoff entdecken. Leider war es nicht möglich, zu ihnen zu gelangen, breite Spalten trennten sie von uns.

Am nächsten Morgen aber hatten sich die Eisschollen ein wenig genähert. Wir machten uns das sogleich zunutze und eilten zu den Depots. Vor allem holten wir natürlich Lebensmittel herüber. Es gelang uns jedoch nicht, die Seilwinde ausfindig zu machen, die uns so lange treu gedient hatte.

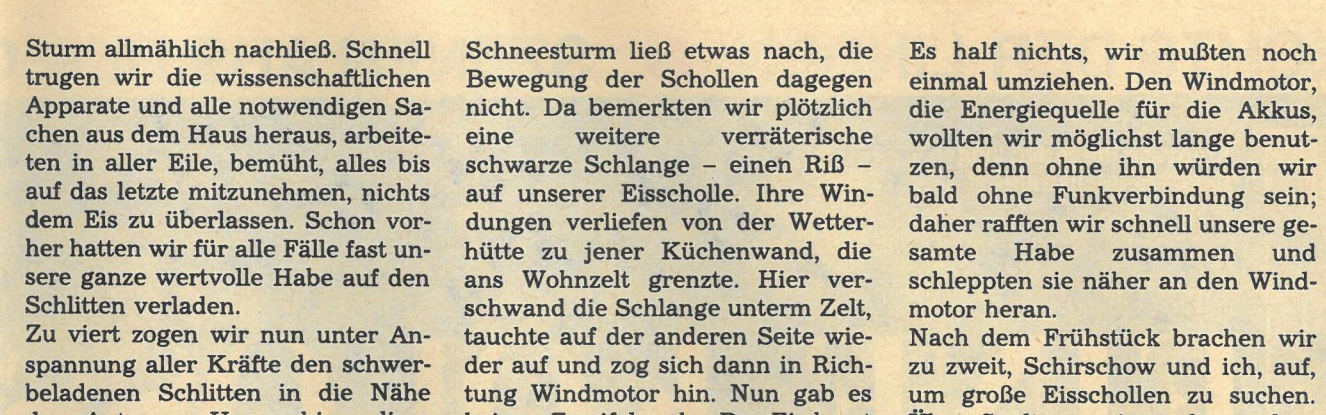
Und das Eis driftete und driftete, die nächsten Tage verhießen nichts Gutes...

Wir verluden alle nicht benötigten Sachen auf Schlitten, damit wir jederzeit bereit waren, unseren Standort zu wechseln. Zwei Schlitten befanden sich einen Kilometer von uns entfernt beim hydrologischen Zelt, das jetzt völlig selbständig driftete. Schirschow und ich machten uns auf den Weg dorthin. Wir brauchten ziemlich lange, dieser eine Kilometer hatte es in sich: Oft mußten wir große Umwege machen, weil die Eisschollen sich einander nur an wenigen Stellen berührten, und breite Spalten überwinden. Die Flächen offenen Wassers vergrößerten sich buchstäblich vor unseren Augen.

Schließlich langten wir beim hydrologischen „Vorposten" an, wie wir das Zelt nannten, als es sich noch auf unserem Eisfeld befand. Es war zerfetzt, vom Sturm zerrissen. Wir zerschnitten es, zogen die Stangen heraus – in unserer Hauswirtschaft kann man Stangen immer brauchen –, wühlten die Schlitten aus dem Schnee und traten den Heimweg an.

In der Nacht zum 3. Februar gelang es mir, durch Wolkenfenster Polarstern, Kapella, Wega und Arktur „einzufangen". Zu meiner Verwunderung bewegten sich die Sterne nicht wie gewöhnlich von links nach rechts, sondern in umgekehrter Richtung. Also drehte sich unsere Eisscholle schnell im Uhrzeigersinn. Aber diese unnatürliche Bewegung der Gestirne hatte ja keinen Einfluß auf ihre Höhe, und ich vermochte unsere Koordinaten mit ausreichender Genauigkeit zu bestimmen. Es hatte uns noch weiter nach Süden abgetrieben, und heute sollten wir die Sonne sehen. Bisher hatten wir die mehrere Stunden dauernde Dämmerung als Tag bezeichnet, jetzt aber sollte der richtige Tag beginnen.

Und er brach wirklich an. Unmittelbar am Horizont zeigte sich, durch den Nebel leuchtend, die langersehnte rote Scheibe der Sonne. Vor dem orangefarbenen Hintergrund der hellen Morgendämmerung hoben sich scharf die gezackten Wälle des Packeises ab.



Die erste driftende Station „Nordpol 1"

Im nächsten Heft:

Lichter am Horizont

Fotos: Archiv
Aus Jewgeni Fjodorow: „Aus meinen Polartagebüchern", Brockhaus Verlag Leipzig

Kreuzung unter den Linden
Ecke Friedrichstraße

EINE KOLOSSA

Jeder Mensch, der seine Sinne beisammen hat, wird die folgende Darstellung als unglaubwürdig zurückweisen. Sie steht aber so in den Akten des preußischen Innenministeriums, und das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches schreckte nicht davor zurück, den Schwachsinn einer diplomatischen Note anzuvertrauen.

Am Vormittag des 3. Mai 1924 entsteigen auf dem Anhalter Bahnhof zwei württembergische Kriminalbeamte namens Grüner und Kässer dem Stuttgarter Nachtzug. Zwischen sich führen sie den des Landesverrates angeklagten Untersuchungsgefangenen Bozenhardt, den sie nach Stargard in Pommern befördern sollen. Grüner und Kässer verspüren den Wunsch, eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Das ließe sich auf dem Anhalter Bahnhof schnell und billig bewerkstelligen. Aber die drei Herren machen sich schnurstracks auf zum Stettiner Bahnhof. Der Weg – Leipziger Straße, Friedrichstraße, Invalidenstraße – ist auch für Ortsfremde nicht zu verfehlen. Hundertundeine Gelegenheit, sich unterwegs ein Kännchen Kaffee zu gönnen. Es ist aber nicht dieser Weg, den Grüner und Kässer einschlagen. Vielmehr begeben sie sich in die Lindenstraße, die keineswegs zum Stettiner Bahnhof führt. Auf dem Weg dorthin sind sie, vorsichtig geschätzt, an einem Dutzend Restaurants, Cafés und Kneipen vorbeigekommen. Jedoch, sie marschieren tapfer weiter bis vor das Haus Lindenstraße 22. Ein riesiges Bürogebäude. Keine Spur von einem Café. Neben dem Eingang ein unübersehbares Schild: Handelsvertretung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken. Das ist die Tür, vor der Grüner und Kässer ihren Kaffeedurst nicht länger bezähmen können. Im Foyer, was sonst, die Anmeldung. Angestellte, die Passierscheine ausschreiben. Grüner und Kässer geben später allen Ernstes zu Protokoll, sie hätten die Anmeldung der Handelsvertretung für den Vorraum eines Cafés gehalten.

An diesem Punkt kehren wir auf den Boden der Realität zurück: Wir sind nicht länger auf die Zeugen Grüner und Kässer angewiesen. Bozenhardt, der bis vor einiger Zeit in der Handelsvertretung gearbeitet hat, trennt sich von seinen Begleitern, besteigt den Paternoster und entschwindet. Seine Bewacher fuchteln mit ihren Revolvern herum, die Mitarbeiter der Handelsvertretung springen auf, allgemeines Durcheinander. Hausmeister Fomin bringt die beiden unbekannten Zivilisten zum Verwaltungsleiter Postnikow. Der erkundigt sich nach ihren Wünschen, notiert ihre Namen, fordert sie auf, das Haus zu verlassen, und unsere württembergischen Helden trollen sich widerspruchslos.

Das Vorspiel ist zu Ende. Grüner, Kässer und Bozenhardt haben ihre Schuldigkeit getan. Nach anderthalb Stunden ist die Polizei zur Stelle. Oberregierungsrat Weiß und Kommissar Heller mit zweihundert Mann. Den Hinweis auf die diplomatische Exterritorialität des Hauses überhören sie. Selbstverständlich haben die Herren auch keinen Durchsuchungsbefehl. Sie suchen, sagen sie, den entflohenen Bozenhardt.

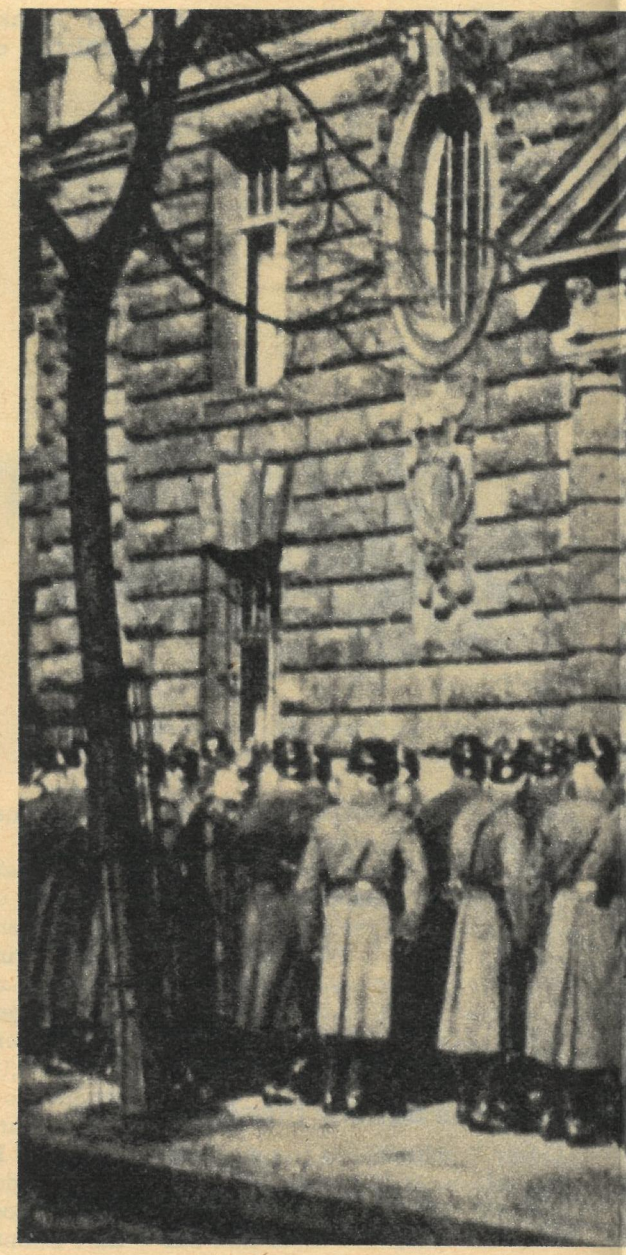
Zu diesem Zweck riegelt die Polizei das Gebäude ab, treibt die Angestellten auf den Hof, bei welcher Gelegenheit fleißig geprügelt wird, sperrt die Telefone, kassiert Diplomatenpässe („Papierwische") und verhaftet wegen angeblicher Behinderung der Kriminalbeamten Grüner und Kässer bei Ausübung ihres Dienstes fünf Mitarbeiter, die – im Gegensatz zu Bozenhardt mit Handschellen gefesselt – ins Polizeipräsidium überführt werden. Mit einem Wort, die Polizei benimmt sich, wie man es von preußischer Polizei erwarten darf.

Aber wo ist Bozenhardt? Oberregierungsrat Weiß vermutet offenbar, daß der Entflohene sich in einer Schreibtischschublade versteckt. Jedenfalls gibt er Befehl, Schreibtische und Aktenschränke mit Bajonetten aufzubrechen. Freilich nicht irgendwelche Schreibtische. Kommissar Heller kennt sich aus: Er hat einen Zimmerplan in der Tasche.

Sachkundige Gehilfen Hellers sichten die Papiere, blättern, lesen, werfen auf den Fußboden, was ihnen unwichtig erscheint, stecken ein, was sie interessiert. Über dieser kriminalistischen Kleinarbeit vergehen vier und eine halbe Stunde. Bozenhardt? Kein Mensch fragt noch nach Bozenhardt.

Ausgeschlossen, daß sich ein preußischer Beamter, und sei es ein Oberregierungsrat, ohne Rückendeckung derartige Eigenmächtigkeiten leistete. Wer also ließ die Polizei von der Leine?

Anfang des Jahres war Lenin gestorben,



Berlin im Mai 1924: Zweihundert Polizisten besetzen die Sowjetische Handelsvertretung in der Lindenstraße 22.

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 16

ALE SCHWEINEREI

und manche Leute, denen die in Rapallo vereinbarte Politik deutsch-sowjetischer Koexistenz immer ein Greuel gewesen war, hörten das Gras wachsen. Russische Emigranten – Großfürst Kyrill ernannte sich 1924 selbst zum Zaren und den General a. D. Biskupski zum „Premierminister" Rußlands – hatten ihre Finger in der deutschen Politik. Gewisse deutsche Politiker, eingeschworen auf „westliche Orientierung", spekulierten darauf, daß die antisowjetische Karte in Paris sticht. Außerdem stand eine amerikanische Anleihe, umgerechnet 800 Millionen Goldmark, ins Haus: Durch die Chefetagen deutscher Konzerne wehte der verlockende Duft des Dollars. Lohnte es da nicht, strammen Antikommunismus zur Schau zu stellen?

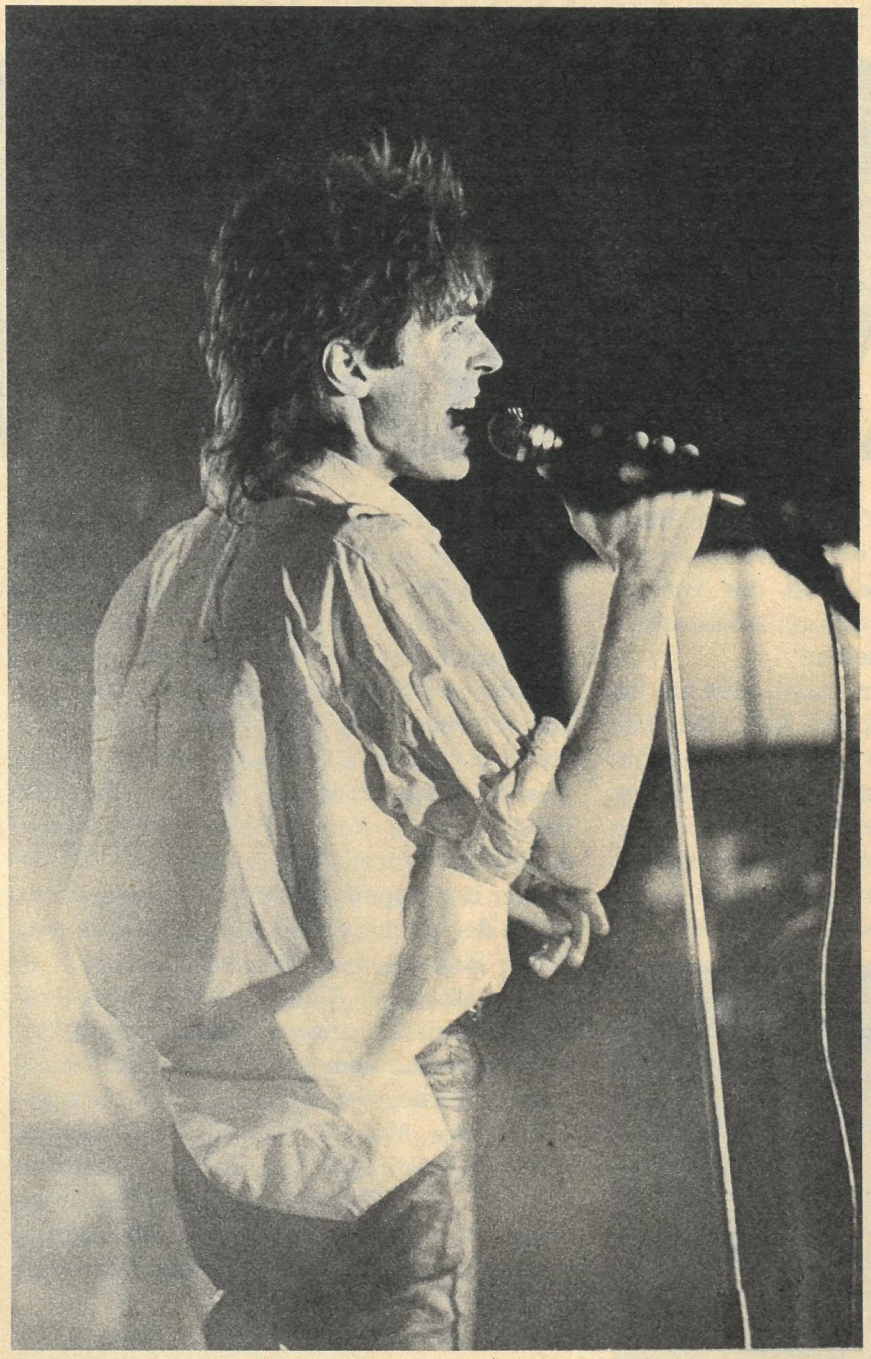
Die Namen der Hintermänner sind nie bekanntgeworden. Ans Licht kam lediglich ein Briefwechsel vom Herbst 1923: Das preußische Innenministerium drängte auf eine „Aktion" gegen die Handelsvertretung, nur der geeignete Vorwand fehlte noch, das Reichsinnenministerium gab grünes Licht, das Auswärtige Amt warnte und hatte denn auch, so viel ist sicher, am 3. Mai 1924 seine Hand nicht im Spiel.

Die UdSSR reagierte mit angemessener Schärfe: schloß die Handelsvertretung und unterbrach jeglichen Handel, stornierte Geschäftsabschlüsse und zog die Gelder der Handelsvertretung von deutschen Banken ab. Botschafter Krestinski verließ Berlin. Das tat seine Wirkung. In einem privaten Brief nannte Graf Brockdorff-Rantzau, deutscher Botschafter in Moskau, Befürworter der Rapallo-Politik, den Polizeiüberfall in der Lindenstraße eine „kolossale politische Schweinerei". Dienstlich schrieb er seinem Minister: „Unser Verhältnis zu Rußland und damit unsere gesamte Ostpolitik steht heute auf dem Spiel." Das begriff auch Außenminister Stresemann. Sein Staatssekretär von Maltzan schrieb dem preußischen Innenminister einen bösen Brief, in dem er „das Vorgehen des Polizeipräsidiums Berlin als eine schwere Schädigung wichtiger außenpolitischer Interessen des Reiches" bezeichnete.

Nach drei Monaten lebhaften Notenwechsels wird der Konflikt durch ein Protokoll beigelegt, das Stresemann und der sowjetische Geschäftsträger Bratman-Brodowski am 29. Juli unterzeichnen: Die deutsche Regierung mißbilligt den Einsatz der Polizei und ersetzt den materiellen Schaden; der Leiter der Polizeiaktion wird seiner „Diensttätigkeit" enthoben; die Exterritorialität der Handelsvertretung, zuvor von deutscher Seite angezweifelt, wird für drei Fünftel der Räume anerkannt. Die deutschnationale „Deutsche Tageszeitung" bewertet das Protokoll als „diplomatische Niederlage", und da wollen wir ihr nicht widersprechen.

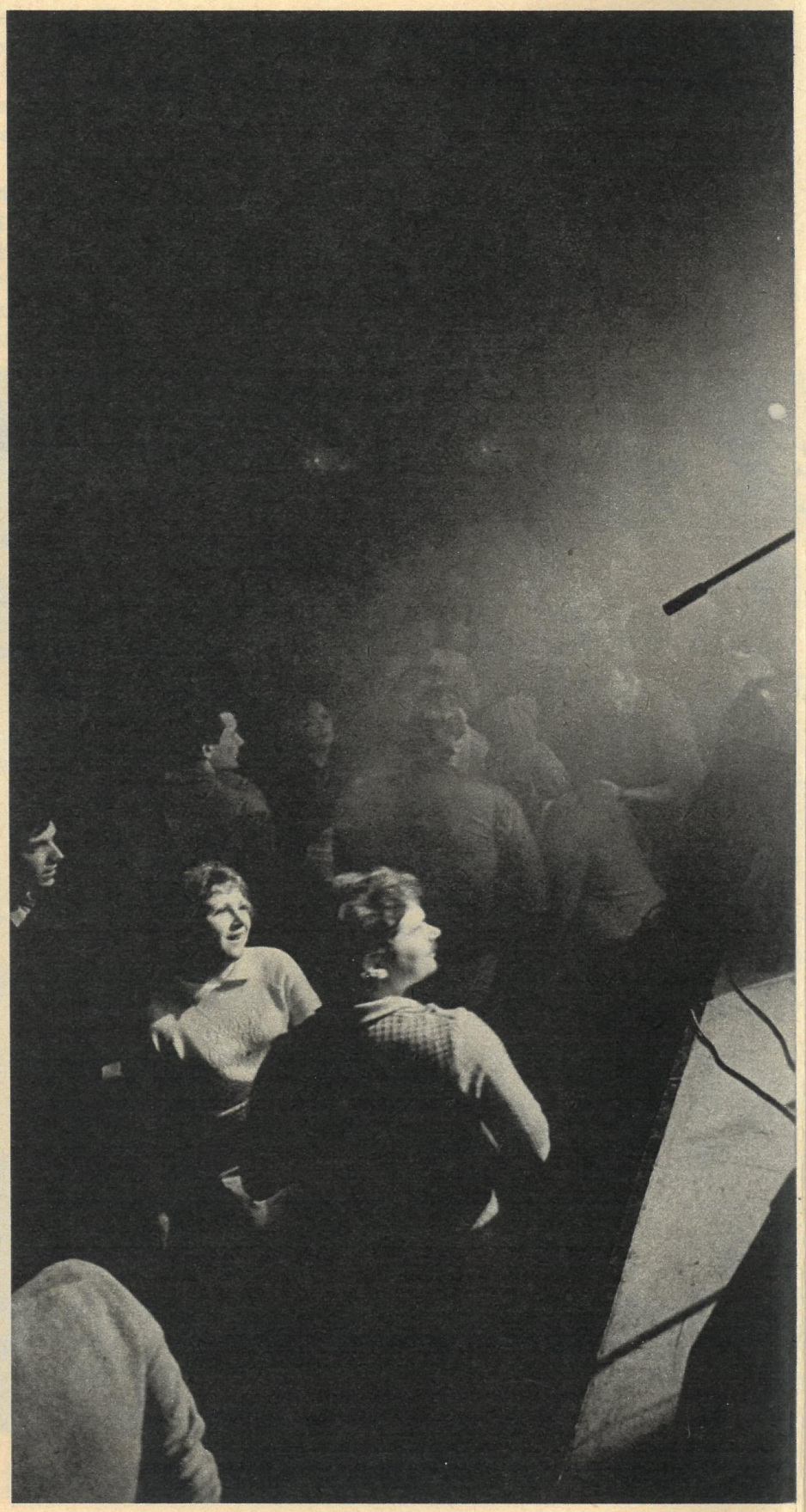
Der Oberregierungsrat Weiß verliert also sein Amt, wird aber wohl sein Auskommen gefunden haben. Bozenhardt landet nach wenigen Tagen wieder in der Haft. Über den Verbleib der beiden durstigen Seelen aus Stuttgart ist nichts bekannt. Aber wir dürfen doch hoffen, daß sie in der Kantine des Polizeipräsidiums endlich ihren Kaffee bekommen haben.

Fotos: Archiv



EXPR

Das ist das Markenzeichen der Moskauer Rockgruppe „Stas Namin“

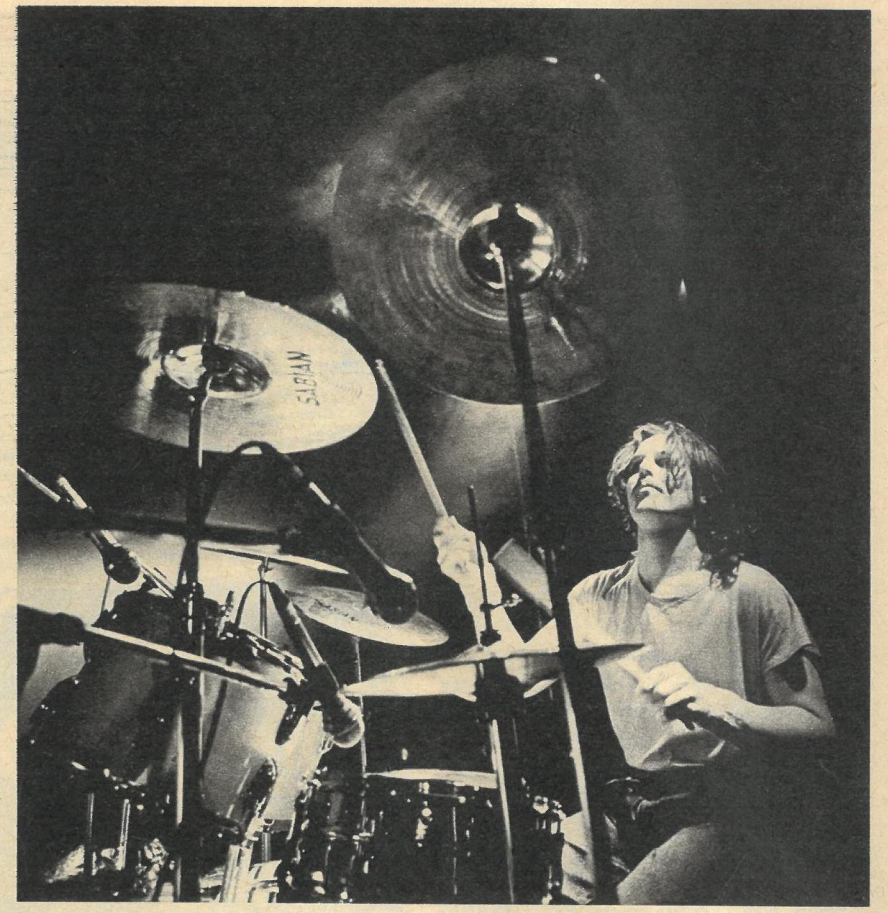


Sänger Alexander Losjew

Was da aus den Boxen der sowjetischen Band rollt, ist harter Rock – unschwer als solcher zu identifizieren, zieht man musikalische Kriterien und Hörgewohnheiten in Betracht. Die Musik dieser Moskauer Gruppe, die kürzlich auf einer Tournee durch die DDR unterwegs war, hält internationalen Vergleichen stand, bestätigt die Erwartungen, die gerade junge Leute mit der Rockmusik verbinden: treibende Expressivität, überschaubare musikalische Strukturen, differenzierter Sound. Hier sah sich das Publikum, ob in Berlin, Leipzig oder Karl-Marx-Stadt, nicht enttäuscht. Größer jedoch dürfte die Neugier auf eben sowjetische Rockmusik gewesen sein. Und da gab es bei „Stas Namin“, einem der tonangebenden Repräsentanten und der ersten professionellen sowjetischen Band, zweifellos eine Menge zu entdecken. Das wiederum hat mit Geschichte, mit der Geschichte der sowjetischen Rockmusik zu tun.

1970 wurde an der Staatlichen Moskauer Universität ein in der Sowjetunion bis dahin seltenes Unternehmen in Angriff genommen: die Gründung einer Rockband. Vor allem wohl deshalb auch wurde die Gruppe, die sich den Namen ihres früheren Gitarristen gab, in kürzester Zeit bekannt in Moskau. Schon ihre erste, 1972 aufgenommene Single brachte eine Auflage von drei Millionen und sicherte den Musikern wachsende Popularität in der ganzen Sowjetunion. Der erfolgreiche Weg von „Stas Namin“ fand seine Fortsetzung in der Produktion einer weiteren Single, von der nicht weniger als vier Millionen über die Ladentische gingen. Der große Zuspruch, den die Band beizeiten erfuhr, ist vor allem jenem Umstand zu danken, daß bis dato die Rockmusik eine nur untergeordnete Rolle spielte im Verhältnis zum Pop, dessen wesentliche Vertreter Gruppen und Solisten wie Edita Pjecha, Alla Pugatschowa, die „Singenden Gitarren“ oder „Pesnary“ waren. Die „Stas Namin“-Band hingegen orientierte sich von Anfang an an Vorbildern wie den Rolling Stones, Led Zeppelin oder Jimi Hendrix, sämtlich

ESSIV mit Poesie



Schlagzeuger Witja Sjernikow

Vertreter einer Kunst, die damals wie keine andere angetreten war, Gefühle und Sehnsüchte junger Leute zu artikulieren. Von Anfang an war die Gruppe auch bedacht, ein bloßes Kopieren ihrer Vorbilder zu vermeiden. Das Ergebnis dieses Bemühens war und ist bis heute jenes entscheidende Merkmal, das die Songs von „Stas Namin“ charakterisiert: die Rolle der Texte im Verhältnis zur Musik und ihrer Präsentation. Anders als ihre Vorbilder, deren Rocktexte zumeist sehr alltägliche Fragen umgangssprachlich widerspiegelten und damit ein hohes Maß an Authentizität erreichen, vertonen die Musiker des Moskauer Septetts Lyrik der bedeutendsten sowjetischen Dichter wie Tarkowski, Bitow. Die Band schwört auf die Wirkungskraft der Synthese zwischen harter Rockmusik und poetisch verdichteten, übergreifenden, philosophischen Aussagen. Sie setzt zugleich auf die wachsende Bereitschaft und Fähigkeit ihres nach Millionen zählenden Publikums, die produktive Auseinandersetzung damit einzugehen. „Wir denken“, so die Gruppe, „daß nicht die konkrete Erscheinung für unsere Texte wichtig ist, sondern das Symbol, das, was man verallgemeinern kann.“ In den 17 Jahren ihres Bestehens wurde die Moskauer Band auch weit über die Grenzen ihres Landes hinaus bekannt. So sorgte sie bei ihrer USA-Tournee im vergangenen Jahr für großes Aufsehen. Viele Zeitschriften und Musikmagazine kommentierten ausführlich und zum Teil überschwenglich die Tatsache, daß mit „Stas Namin“ die erste Rockgruppe der Sowjetunion überhaupt in den Vereinigten Staaten zu erleben war. So schrieb der „Boston Sunday Globe“ unter der Schlagzeile „Sowjetische Rocker zerschmettern Barrieren“: „‚Stas Namin‘, die erste sowjetische Band, die hier in Boston spielte, hat vielen die Augen geöffnet. Sie trug dazu bei, daß die ersten stereotypen Klischees über die Sowjetunion und die dortige Rockmusik auf einen Schlag zerschlagen werden konnten…“ Gastspiele führten die Band unter anderem auch nach Japan, in die Niederlande und die BRD. Sie hat an vielen sowjetischen und internationalen Festivals teilgenommen, hat Filmaufnahmen gemacht und Musik für verschiedene Streifen komponiert.

Befragt nach ihren nächsten Plänen, gibt die Band Auskunft, daß sie gegenwärtig an einer neuen Platte arbeite, nachdem ihr letztes Album „Überraschung von M. Legrand“ 1983 erschienen war. Darüber hinaus tritt „Stas Namin“ in Moskau als Förderer junger Nachwuchsbands auf. Im Moskauer Gorki-Park arbeitet seit einiger Zeit ein „Rockklub“, dessen Gründer und Mitglieder sich für die Weiterentwicklung der sowjetischen Rockmusik verantwortlich fühlen. Die Arbeit dieses Klubs, der sich aus Studioproduktionen und Konzerten größtenteils selbst finanziert, findet breite Unterstützung durch den Komsomol. Man darf gespannt sein, was künftig an Rockmusik aus der Sowjetunion zu hören sein wird.

Thomas Otto (Text)
Ulrich Burchert (Fotos)

„Stas Namin“ im Konzert

Die Tore, die lange das Gäßchen verschlossen, sind wieder weit geöffnet. Scharen von Schaulustigen flanieren hindurch. Noch hängen zwar an den winzigen Türen in der kleinsten Straße Prags große Vorhängeschlösser. Noch haben innen Handwerker das Sagen. Doch bald wird man erneut alte Bücher, Poster, Souvenirs kaufen können.

Vielfarbig getüncht, zeigen sich die achtzehn Häuschen in neuem Glanz. Oder ist er nicht gar an manchen Stellen „auf alt" gemacht? Wohl um das Historische des Ortes so recht zu betonen.

Was, fragt man sich, zieht so magisch zahlreiche Touristen in diesen Winkel der Prager Burg? Was lockt auch die Einheimischen immer wieder an? Wahrscheinlich ein Mißverständnis. Die Illusion, daß hier einst die Goldmacher, die Alchimisten, des deutschen Kaisers Rudolfs II. wohnten. Aber ganz andere Bewohner gaben der Gasse ihren edlen Namen. Sie machten kein Gold, sie schmiedeten es nur.

Wie Nester kleben die kleinen Häuschen an der weit über 400 Jahre alten Burgmauer. Sie endete vorn wie hinten in einem Gefängnis: dem weißen Turm und dem Turm Dalibor. Der kunstsinnige Rudolf, der die große Sammlung auf der Prager Burg anlegte, teilte um 1597 seiner Wache die damals hölzernen Maueranbauten als Quartiere zu. Vier bis fünf Mann hausten in den sechs bis acht Quadratmeter großen Wohnräumen.

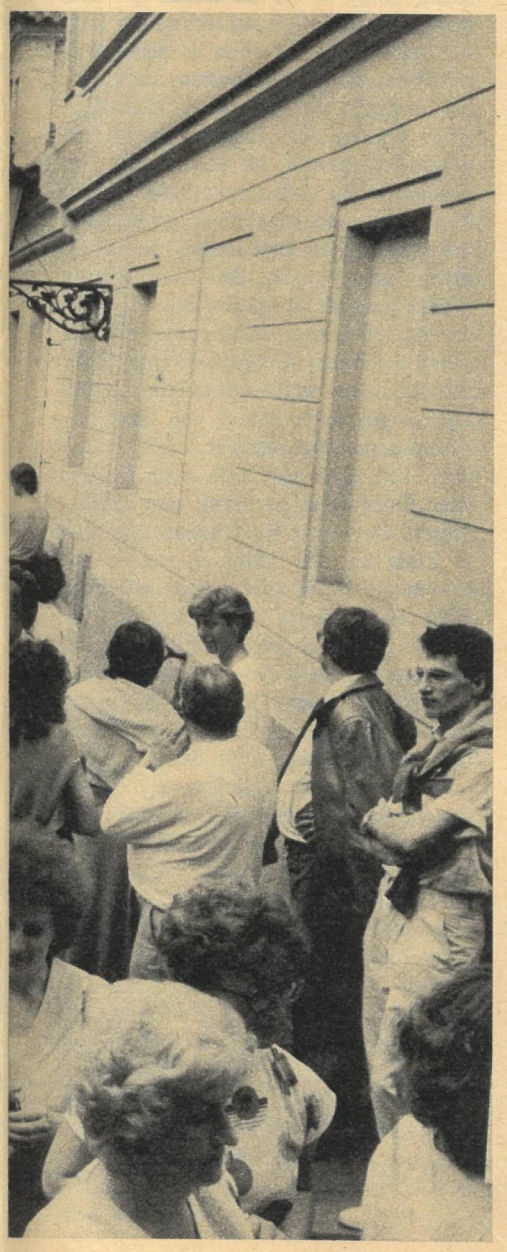
Später zogen kleine Handwerker, besagte Goldschmiede und Schneider, in das Gäßchen. Auf Geheiß der Landesmutter Maria-Theresia wurden die Häuschen dann in Stein errichtet. Armselig genug ging es auch dann noch zu. So gab es nur einen Abort für die rund 100 Bewohner. Aber Not macht bekanntlich erfinderisch. Kleine Luken, Ausgußlöcher, schlug man in die Burgmauer und kippte den Unrat einfach in den darunter liegenden Hirschgarten. Sehr zum Schaden, so ist überliefert, des dort äsenden Wildes.

In unserem Jahrhundert wohnten in der malerischen Gasse berühmte wie skurrile Leute. Im Haus Nr. 22 lebte einige Zeit der Schriftsteller Franz Kafka. Aber auch der Besitzer eines Mäusezirkus und die Kartenlegerin Proškova nahmen hier Quartier. In den 50er Jahren wurden die kleinen Bauten nach Entwürfen des tschechischen Nationalkünstlers Jiři Trnka restauriert. Er ist uns unter anderem durch seine phantasievollen Märchenillustrationen bekannt.

Wenn auch das Gäßchen nie die Rudolfinischen „Goldmacher" beherbergte und der Name dieser Ministraße weit prosaischeren Ursprungs ist, das Flair dieses Fleckchens nimmt viele Touristen gefangen. Ich gehöre dazu.

Sonnhild Kutschmar (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Hausputz im Goldenen Gäßchen



Begleiten Sie den Bulgaren Jordan Raditschkow nach Tscherkaski, das auf eine merkwürdige Weise seinem Geburtsort Kalimaniza ähnelt. Andreas Tretner, der auch unsere kleine Auswahl übersetzte, sammelte für Liebhaber des hintergründigen Raditschkow-Humors Geschichten für den Reclam-Band „Dem Herrgott vom Wagen gefallen".

Jordan Raditschkow

Der Fuchs, der tat, als wär er tot

Bei einem im Dorf verschwanden so nach und nach sämtliche Hühner. Die liefen tagsüber immer zum Waldrand hin und suchten sich was zum Picken, und da sahen sie jedesmal am Waldrand einen toten Fuchs liegen. Neugierige Hühner gingen sich den Fuchs anschauen – keins von denen sah man wieder. Der Fuchs war nämlich gar nicht tot, der tat bloß so und freute sich hübsch seines Lebens. Die Hühner jedenfalls wurden darüber immer weniger – heute fehlte eins, morgen wieder eins – am Ende stand der Bauer ohne Hühner da.

Das sah er nicht länger mit an: Und wenn er den ganzen Wald abgrasen mußte oder gleich die ganze Erde umpflügen, in Gottes Namen, der Fuchs mußte her, das Fell wollte er ihm über die Ohren ziehen.

Er durchkämmte den ganzen Wald, und schließlich stieß er irgendwo auf den Fuchs. Der lag da herum und schaute nicht mal hoch, als der Bauer ihn anrief. ‚Na, so fest tut keiner schlafen, daß er das wird überhören', dachte unser Mann, ‚der stellt sich doch bloß tot!'

Da war der Fuchs auf dem Holzweg, wenn er glaubte, der Bauer wär grad so dumm wie seine Hühner. Dumm war der nicht, dem konnte keiner was vorzaubern. Er warf sich den Fuchs auf die

Schulter und hielt mit ihm geraden Weges aufs Dorf zu, dabei dachte er sich aus, dem Fuchs das Fell bei lebendigem Leibe abzuziehen, dem sollte es noch mal einfallen, Hühner zu fressen.

Unterwegs hielt ihn einer an und fragte, wo es hingehen sollte mit dem Fuchs.

„Dem zieh ich den Balg ab", erklärte der Bauer, „von wegen tot, der tut bloß so. Sag bloß, du weißt nicht, daß der Fuchs sich gerne mal totstellt."

Natürlich, das wußte der Mann, und er entsann sich auch, wie ein andrer Bauer einmal einen toten Fuchs auf der Straße gefunden hatte, da fuhr er nach Hause vom Angeln, den Fuchs warf er hinten in den Wagen rein, wo die Fische lagen, und als er zu Hause ankam und nachschaute, war kein Fuchs mehr da und kein Fisch nicht.

„Weiß ich doch", sagte unser Mann und lief weiter. Noch ein paarmal traf er Leute, die wollten, was den Fuchs anging, alleweil ein und dasselbe erfahren und kriegten alleweil dieselbe Auskunft über den Fuchs.

Im Dorf schaute der Mann noch mal kurz in die Schenke. Da hatten die Bauern was zum Sehen, gleich sprangen sie auf und kamen sich den Fuchs anschauen, zogen ihn am Schwanz und an den Ohren und wollten am Ende wissen, wozu ihm dies aasige Luder denn gut sein konnte, das sollte er lieber rausschmeißen, anstatt es mit reinzuschleppen und die Luft in der Schenke zu verpesten damit.

„Der ist gar nicht tot", sagte der Bauer, „der stellt sich bloß. Das müßtet ihr doch wissen, daß der Fuchs sich gerne mal totstellt mitunter! Stellt sich tot und frißt mir die Hühner auf!"

Ein Bauer meinte, das kann ein Fuchs tatsächlich, daß er sich totstellt. Mit eignen Ohren hatte er davon gehört, zum Beispiel hatte mal wer eine ganze Fuhre Fisch geangelt und auf dem Rückweg auf der Straße einen toten Fuchs gefunden. Den hatte er sich auf den Wagen geworfen, zu den Fischen dazu, und als er zu Hause ankam, war kein Fuchs mehr da und kein Fischschwanz und rein gar nichts. Die anderen hatten die Geschichte auch noch im Gedächtnis, einer wußte dazu, daß der Mann seine Frau gleich rausgerufen hätte, sie sollte nur das Tor weit aufsperren, weil er ihr einen schönen warmen Pelz heimbrächte, und da hätten die beiden geguckt und gesehen, daß nichts mehr drinnen war im Wagen, da hätten sie aber geguckt. Und ein andrer wußte noch, daß der Fuchs unterwegs nur soviel von dem Fisch verputzt hatte, wie er konnte, den Rest hatte er auf die Straße geschmissen, so daß man, kam er zum Schluß, einem Fuchs ganz und gar nicht trauen konnte.

„Das kann ich dir sagen", sagte unser Bauer, „alle Hühner hat der mir weggefressen. Aber jetzt zieh ich ihm das Fell ab bei lebendigem Leibe, das vergißt er sein Lebtag nicht, von wegen der Hühner."

Währenddessen hatte er seinen Fuß fest auf den Schwanz vom Fuchs gestellt und trank gemütlich seinen Wein. Der Fuchs rührte sich nicht, lag da auf den Kneipendielen wie tot, aber der Bauer traute ihm nicht die Bohne. Er trank seinen Wein aus, legte sich den Fuchs auf die Schulter und ging zum Zigeuner in die Schmiede, das Messer schleifen lassen, damit er dem Fuchs das Fell über die Ohren ziehen konnte.

Mit der einen Hand drehte er den Schleifstein, mit der anderen hielt er den Fuchs am Schwanz, der zwar immer noch tat, als wär er tot, aber wer konnte wissen, ob er nicht im nächsten Moment aufspringen und das Weite suchen würde. Der Zigeuner schliff das Messer scharf, fuhr mit dem Finger paarmal die Klinge lang, und als er's zufrieden war, meinte er, daß man mit dem Messer, so wie es jetzt war, den Fuchs auch hätte rasieren können – wenn man das wollte.

„Das fehlte noch, den Fuchs rasieren", sagte der Bauer zum Schmied, „nein, dem zieh ich lieber gleich das Fell ab, und zwar bei lebendigem Leibe, damit daß er weiß, wo's hinführt, wenn einer Hühner frißt und sich noch totstellen tut dazu."

Der Zigeuner erzählte ihm, wie einer von seinen Zigeunern mal einen großen Haufen Fisch geangelt und hinterher auf der Straße einen toten Fuchs gefunden hatte, den warf er in den Wagen, und als er zu Hause nachschaute, hatte der Fuchs den ganzen Fisch aufgefressen, und selber war er getürmt. Tja, was der Zigeuner ist, der hat halt das Unheil gepachtet, in einem fort passieren dem solche Sachen. Andererseits war es auch wieder gut, daß so was passierte, damit man andermal Bescheid wußte als Zigeuner und keinem Fuchs mehr trauen tat. Das Ganze sollte angeblich da passiert sein, wo die Zigeuner zu Hause waren, zwar wußte keiner, wo das eigentlich war, aber irgendwo auf der Welt mußte es ja sein.

„Ich weiß schon", meinte der Bauer und warf sich den Fuchs über die Schulter.

„Frau", rief er der Frau zu, da war er noch nicht zur Tür rein, „komm raus und guck dir an, was für einen Pelz ich dir anschleppe! Von dem Fuchs, der uns die Hühner gefressen hat!"

„Den soll doch der Teufel holen", brüllte die Frau, „gleich erschlag ich ihn!"

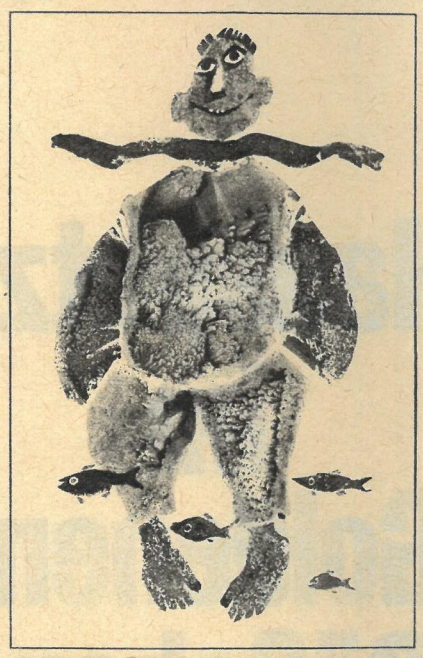
Sie stürzte ins Haus und kam mit einer großen Stange wieder, wo man die Eimer dranhängt sonst, zum Wasserholen, aber der Mann ließ nicht zu, daß sie dem Fuchs damit auf den Pelz rückte, vielmehr machte er sich dran, dem Tier den Balg abzuziehen, bei lebendigem Leibe, damit er's ihm so recht heimzahlte für die aufgefressenen Hühner.

„So ein heimtückisches Biest!" sagte er zu seiner Frau, „da zieh ich ihm nun das Fell über die Ohren bei lebendigem Leibe und das stellt sich noch tot!"

So zog er ihm in aller Ruhe das Fell ab, stopfte den Balg mit Stroh aus und hängte ihn unter das Schleppdach, auf die Windseite, damit es austrocknete.

Noch lange nach dieser Geschichte blieben die einen dabei, daß der Bauer dem Fuchs bei lebendigem Leibe das Fell abgezogen hat, andere hingegen meinten, der Fuchs war eh schon tot gewesen. Richtig genau kann aber bis heute keiner sagen, ob der Fuchs nun wirklich schon tot war oder bloß so tat, als wär er's. Wer weiß.

Guter Rat für jedermann



So einen wie den triffst du selten. Ist's doch heute eher so: Wenn du einen fragst, wie du's am besten machen sollst, fängt er dir zu faseln an und bringt die Rede flott auf sich selber und auf seine Frau, na eben so seine Geschichten gibt er zum besten, auf einen vernünftigen Rat kannst du jedenfalls lange warten. Der Zaki hingegen hat guten Rat gewußt für jedermann. Da brauchtest du bloß fragen, und er hat ihn dir gegeben. Manchmal gar brauchtest du gar nicht erst fragen, da hat er gleich gewußt, wo dich der Schuh drückt, und ist mit gutem Rat dagegen vorgegangen, eine Gottesgabe war das. Wenn irgendein Knirps sich eine Spatzenfalle bauen wollte aus einem runden Dachziegel, dann hat er von Zaki bestimmt einen Tip gekriegt, wie er's machen soll, daß die Falle noch besser wird. Oder wenn eine Frau beim Wollefärben war, hat er ihr eingeschärft, nur ja Essig an die Farbe zu tun, sonst bleicht die Wolle wieder aus hinterher. Oder einer häutet sein Schaf ab, da kommt Zaki und gibt den guten Rat, er soll das Tier erst mal aufblasen, dann häutet's sich besser. Wo immer jemand irgendeine vertrackte Sache am Wickel hatte, Zaki hat seinen Rat dazugegeben, und allmählich stellt sich raus, die vertrackte Sache ist gar nicht so vertrackt. Einmal sind die Zimmermeister mit einem Dach nicht zu Rande gekommen. Der Hausherr wollte das Dach mit zwei Rundbögen haben, irgendwie hat's nicht hingehaun, jede Menge Holz haben sie verzimmert, und am Ende sah das Dach trotzdem immer windschief aus. Die Meister haben's wieder auseinandergezerrt, neu zugeschnitten, abgekürzt und wieder angeschuht – half alles nichts. Da ist der Zaki vorbeigekommen und hat Rat geschafft, wie ein ordentliches Dach draus werden kann – und es wurde. Einmal ist ein großes

Wasser gekommen und hat die Leute weggeschwemmt; die Leute haben gemeint, wenn sie auf Stelzen gehn, könnten sie nicht versaufen, aber nicht mal Stelzen haben da was genützt, die Wellen von dem großen Wasser waren größer, als ein Haus groß ist. Zaki war auch in der Nähe, und alle haben drauf gewartet, daß er kommt und Rat gibt, wie man aus der Patsche findet. Aber der Zaki hat keinen Rat geben brauchen, weil er nämlich oben auf dem Wasser angeschwommen kam wie'n Klotzkorken. Keiner von uns hat kapiert, wie das zuging – alle sind wie die Mühlsteine auf Grund gesackt, Zaki hingegen schwimmt oben, nicht mal eine Ente hätt so schön ruhig auf dem Wasser gelegen! Na jedenfalls sind Mann und Maus versunken, hocken auf dem Grund und sehn, wie Zaki oben mit den Beinen schaukelt und nicht dran denkt unterzugehen. Wie sie eine Weile da unten rumgehangen haben und eine gehörige Portion Wasser geschluckt, kommt ihnen endlich ein, wieso Zaki nicht auch runtersackt. Das konnte ja gar nicht passieren, dafür hatte Zaki viel zuviel guten Rat verteilt, wovon sein Kopf nämlich federleicht geworden war, also hat ihn jetzt sein leichter Kopf an der Wasseroberfläche gehalten. Und auch die übrigen sind nicht noch tiefer gesackt, es hatte ja von Zaki guten Rat gegeben: Wie sie genügend Wasser geschluckt hatten, haben sie sich einfach an Zakis Beine geklammert und daran rausgezogen. Seht ihr, hat Zaki oben zu ihnen gesagt, wenn ihr einen leichteren Kopf haben wollt, müßt ihr den andern einen guten Rat geben. Und seitdem halten wir's auch so: Wir geben guten Rat und kriegen einen leichten Kopf davon.

Wie Gottes Vögel auf den Bäumen

Die Flüsse sind zu ihrem Leidwesen den Launen der Natur schutzlos ausgeliefert. Der Winter friert sie in seinen Eisblöcken ein, totenstarr liegen sie zwischen den Ufern, im Sommer dann schütten Regen und Gewitterstürme ihr Bett bis zum Rande voll, daß sie sich darinnen weder drehen noch wenden können, sie laufen über, ergießen sich ziellos über die Felder oder reißen, wenn sie wütend genug sind, Brücken, Heuschober und Vieh mit sich. Aber nur einen Monat später sehen wir sie unbeholfen durch ihr halb ausgetrocknetes Bett irren, Einsiedler aus den Bergen, die herabgestiegen sind und verzweifelt einen Weg zum Meer suchen. Das ist die Jahreszeit des Frosches. Von früh bis spät badet er in dem warmen Wasser, das da in den Löchern steht, ungestört kann er dort seine Eier hegen und hat schon bald seine helle Freude an den kleinen Kaulquappen, welche ebenso guter Dinge sind, werden doch ihre Beinchen zusehends kräftiger und erlauben von Tag zu Tag immer größere Sprünge. Auch die Mücken sehen zu, daß sie sich in den warmen Lachen rasch vermehren, rasch genug, damit die Frösche allzeit genügend zu fressen haben und darüber hinaus doch immer noch etwas von ihnen übrigbleibt. In der Hitze schwitzen die Städte und Fabriken noch mehr Unrat aus als sonst, den sie in die Flüsse schütten, um ihn sich vom Hals zu schaffen. Davon wird es in den Flußbetten so stickig, daß man in ihrer Nähe kaum atmen kann. Hie und da blinken wie abgefallene Schuppen ein paar letzte Weiher einsam im trocknen Graben.

Das sind die Orte, an denen die Fische Zuflucht suchen. Sie drängen sich dort wie die Menschen in ihren verräucherten Kaffeehäusern, und wie es in ihnen geschieht, entstehen auch da, wo Mengen von Fischen sich einfinden, Theorien in Hülle und Fülle. Und weil kein Platz ist für alle, die hereinwollen, sieht man noch viele, viele Fische im ganzen Umkreis herumstehen und aufeinander einreden und sich miteinander empören, daß es sich in den Flüssen nicht mehr leben läßt. Die Fische selbst sagen so: Es ist nicht einzusehen, warum man noch länger hier herumhocken sollte, um sich von den Fabriken nach Belieben vollpinkeln zu lassen. Man befürchtete, daß alles Leben in den Flüssen in einigen wenigen Jahren gänzlich ausgemerzt sein würde, und aus diesem Grund unternahm man nun entschlossene Schritte zur Aussiedlung aus den Flüssen und bestieg die Bäume.

Im Jahre 1963 hatte ich persönlich Gelegenheit, auf einem einzigen Baum einundzwanzig Fische zu zählen. Vier Jahre später fand ich auf demselben Baum am Fluß bereits sechsundachtzig Fische vor. Auch auf den anderen Bäumen ringsumher waren Fische ansässig geworden und lebten ihr Leben hoch oben auf den Zweigen wie die Vögelchen Gottes. Unter der Bevölkerung meines Dorfes wurden zunächst Befürchtungen laut, daß die Fische den Wald sicher sehr bald völlig entlaubt haben würden, so wie man es von der Ziege oder auch der Raupe kannte. Aber ich kann Ihnen sagen, die Fische haben dem Wald nichts zuleide getan. Es stimmt, daß sie das eine oder andere Blatt verzehrten, doch handelte es sich hierbei nur um kranke Blätter oder aber um solche, an denen Blattläuse hafteten oder welche von Raupen angefressen waren. Des weiteren übten sich die Fische darin, Raupen wie auch deren Eier zu vertilgen, und selbst die Spannenschmiege verschonten sie nicht. Das ist eine stattliche Raupe, welche sich mit spannenweiten Schritten vorwärts bewegt und dabei ständig zusammenzählt, wie viele Spannen sie am Tage bisher zurückgelegt hat, weshalb sie bei uns Spannenschmiege genannt wird. Die größeren Fische widmeten sich diesen Spannenschmiegen, die kleineren hielten sich an die etwas kleineren Baumschädlinge, und die ganz kleinen Fische gaben sich mit den allerkleinsten Schädlingen ab. Das Dorf leistete zu jener Zeit große Anstrengungen zur Erhöhung des Waldbestandes, und schon ein flüchtiger Blick auf die einschlägigen Statistiken verriet, daß wir uns zu einer entwickelten Forstregion gemausert hatten. Ebendiesen Sachverhalt machten sich die Fische zunutze und siedelten angesichts des allmählichen Flußsterbens auf die Bäume über.

Im Frühling des vergangenen Jahres stellten die Einwohner der Gemeinde fest, daß die Fische nunmehr äußerst beflissen der Bestäubung der Blüten beigingen. Holzbirnen, Kornelkirschen, Buchkätzchen und Kastanien hatten es dem rastlosen Fischzug von Blüte zu Blüte zu danken, daß sie gut ansetzten. Erwähnung verdient ebenso der Umstand, daß auch der äußere Anblick unserer Wälder an Farbigkeit gewann. Nicht nur die Gefieder der Eichelhäher, die Hirschgeweihe und die rotflammenden Fuchsschwänze leuchteten in der morgendlichen Sonne, nein, der ganze Wald blinkte und schillerte, da sich die Sonnenstrahlen in den Fischschuppen spiegelten und, wie die Dichter es sagen, tausendfältig brachen.

Die noch in den Flüssen verbliebene Tierwelt beobachtete die große Völkerwanderung der Fische auf die Bäume hinauf anfänglich mit Spott und Argwohn, allmählich jedoch wurde auch sie von dieser Idee ergriffen, und da die Flüsse immer und immer giftiger wurden, beschlossen auch die restlichen Tiere eines Tages, aufs Trockene zu kriechen. Im Augenblicke, da ich dieses niederschreibe, um es der Öffentlichkeit kundzutun, haben sie bereits die gute Hälfte des Weges von den Flüssen hin zu den grünenden Wäldern zurückgelegt. Und ich denke, unsere Wälder werden sie ebenso liebevoll in ihre Arme und unter ihren Schatten nehmen, wie sie zuvor die Fische auf ihren Bäumen willkommen geheißen haben.

Was die Flüsse anbelangt, so blieben sie den Launen der Natur und der Menschen so schutzlos ausgesetzt wie zuvor. Da sagten sie sich, es gäbe wirklich keinen Grund, sich noch länger wie die Saharawüsten so öde zwischen den Ufern herumzusielen und allenfalls einmal ein Walkmühlenrad zu treiben. Sie hielten Rat und kamen überein, heimzukehren in den Schoß der großen Meere. Die älteren Fische hingen im Geäst und erzählten den jüngeren, wo sie einstmals gelebt und sich eines Tages von dort aufgemacht hatten, ein neues Leben auf den Bäumen zu beginnen. Die jungen Fische stehen da, schauen auf die ausgedörrte Flußmulde hinunter und können überhaupt nicht begreifen, wie die Alten da unten in Hitze und Staub ihr Leben fristen konnten. Da sie keine Erklärung dafür finden, nehmen sie die Legenden zu Hilfe, mit denen sich alles einfacher erklären läßt. Möglich, daß die Legenden eigens dazu erschaffen worden sind. Die jungen Fische stehen also den lieben Tag lang in den Ästen und schöpfen Legenden, die davon berichten, wie vorzeiten die alten Fische in jenen großen Flüssen lebten, in den ach so großen Wassern, an Quellen kristallklar, und wie die Menschen auf leisen Sohlen an dieser überquellenden Herrlichkeit vorüberschlichen und Mund und Augen aufsperrten in fassungslosem Staunen.

An alledem ist natürlich gar nichts Besonderes, denn wir Menschen, wenn uns eines Tages die Luft knapp werden sollte auf unserem Planeten, werden auf andere Planeten ziehen und dort ein Leben wie Gottes Vögelchen leben, wie die Fische auf ihren Bäumen.

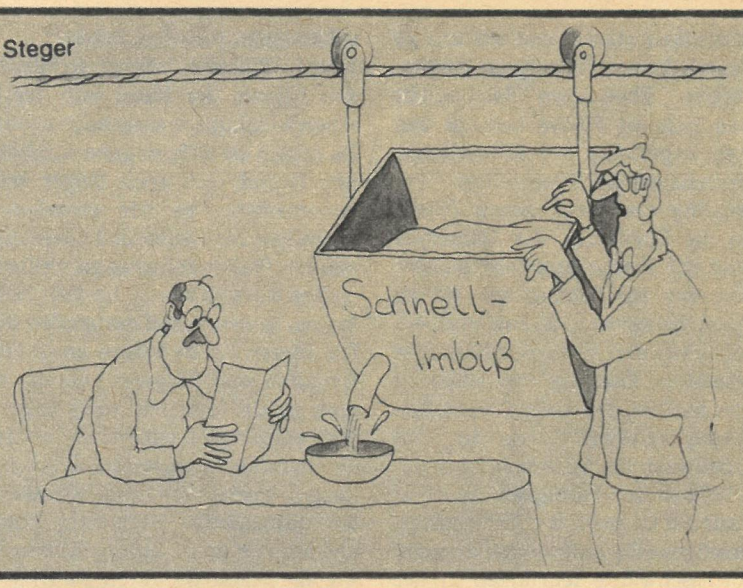
Illustrationen: Reiner Schwalme

HUMOR ★ Zapfstellen

Im Bauch ist der Wein nicht so friedlich wie im Faß. bulgarisch

Was zuerst ins Faß kommt, schmeckt ewig nach. deutsch

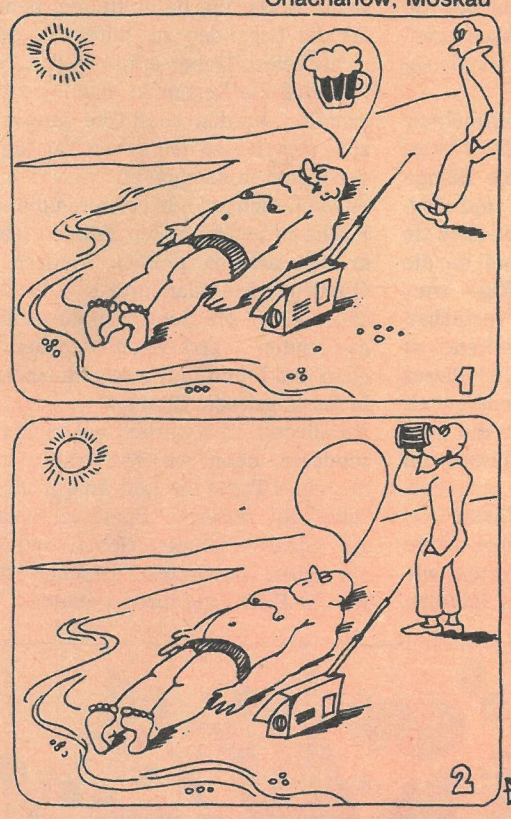
Steger



Undank

Dmitrijew, Moskau

Chachanow, Moskau

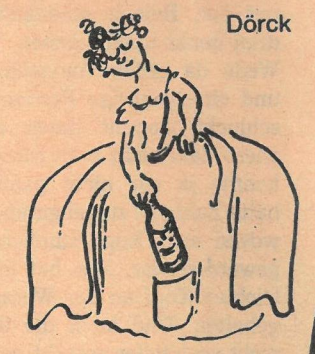


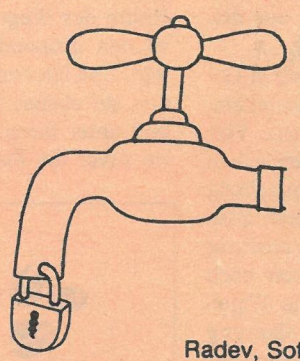
Schneider

2 Wochenspruch

Leere Tonnen donnern.

Dörck





Radev, Sofia

Unqualifizierter Löschschneck von Dörck

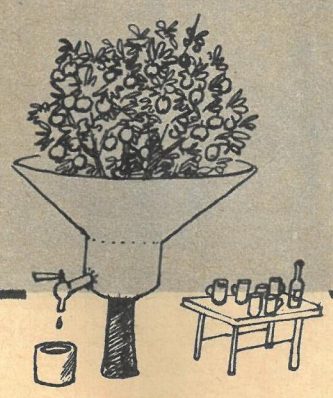
Jewgeni Schatko

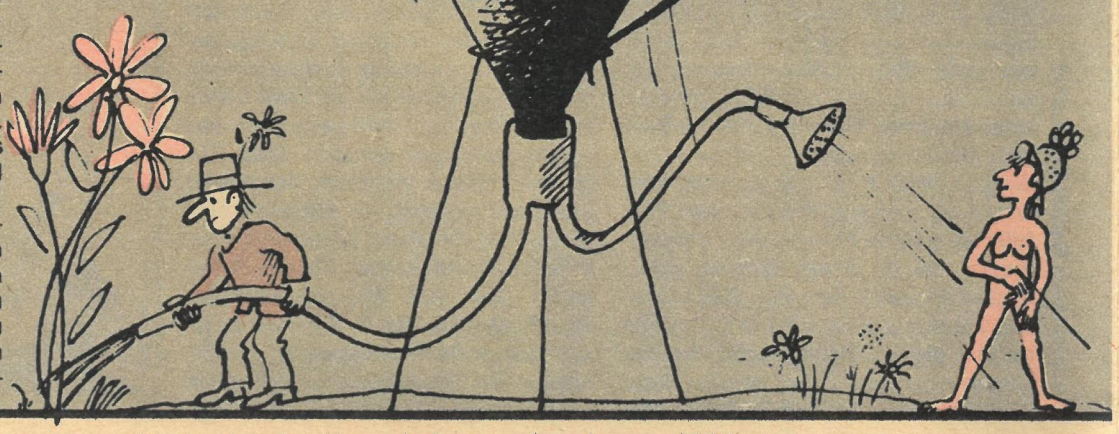
Angezapft

Der Mann saß mir in der Straßenbahn gegenüber. Er nahm aus seiner Aktentasche einen noch nicht zu Ende gestrickten rosafarbenen Pullover. Ich beobachtete, wie die Stricknadeln in seinen Händen hin und her flitzten und fragte ihn, mit welcher Geschwindigkeit er stricke. „Ungefähr drei Quadratmeter in der Stunde", erwiderte er. „Ich kann in Versammlungen und auch im Kino stricken. Während einer Vorstellung stricke ich einen Knabenanzug. Ich wurde Sieger im Fernseh-Schnellstrick-Wettbewerb."

„Und wie kamen Sie zu diesem Erfolg?" „Meine Frau hat mich entdeckt. Schon zu Beginn unserer Bekanntschaft prophezeite sie mir: ‚Anissim, in dir schlummern ungeahnte Fähigkeiten! – Wer warst du schon, bevor du mich kennenlerntest. Irgendein Wissenschaftler, der hin und wieder etwas erfindet. Aber ich fühle, daß du ein Genie bist. Ich werde dein verborgenes Talent ausgraben.'" – „Und hat sie es ausgegraben?"

„Sie mußte lange danach graben. – Als sie erfuhr, daß ich einst im Schulchor gesungen hatte, beschloß sie, mich zu einem berühmten Sänger zu machen. Ich sollte im Film singen, weil ich angeblich einen fotogenen Rücken habe. Kurz vor Beginn der Dreharbeiten wurde ich jedoch als Mitspieler zurückgezogen. Dafür durfte ich hinter der Leinwand singen, als man zeigte, wie ein nichtausgeschaltetes elektrisches Bügeleisen in Flammen aufging. Ich stand schon an der Schwelle meines Ruhms, doch da tauschte der Regisseur meine Arie gegen den ‚Säbeltanz' aus." „Was für ein Schicksal!" sagte ich teilnahmsvoll. „Aber meine Frau hat nicht aufgegeben. Als sie erfuhr, daß mich in der Kindheit ein Hund gebissen hatte, sagte sie: ‚Anissim, ich fühle, daß in dir die Fähigkeit zu einem Tierbändiger schlummert!' Sie beschloß, mich zum Elefanten-Dompteur zu machen, denn kleinere Raubtiere würde ich zu sehr ein-

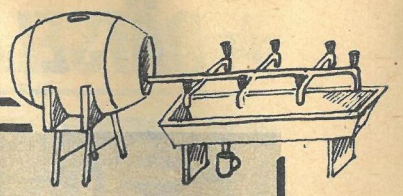




Wer einen Weinberg besitzt, der halte sich auch einen Wächter. bulgarisch

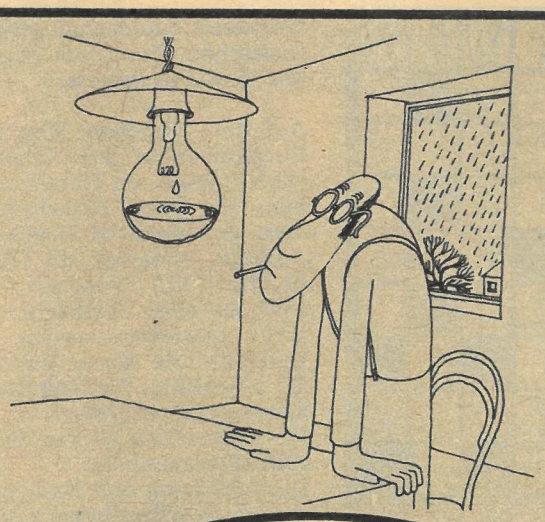
haut der Wohltat den Zapfen ab. deutsch

Die Scherbe verrät dir den Krug. sorbisch



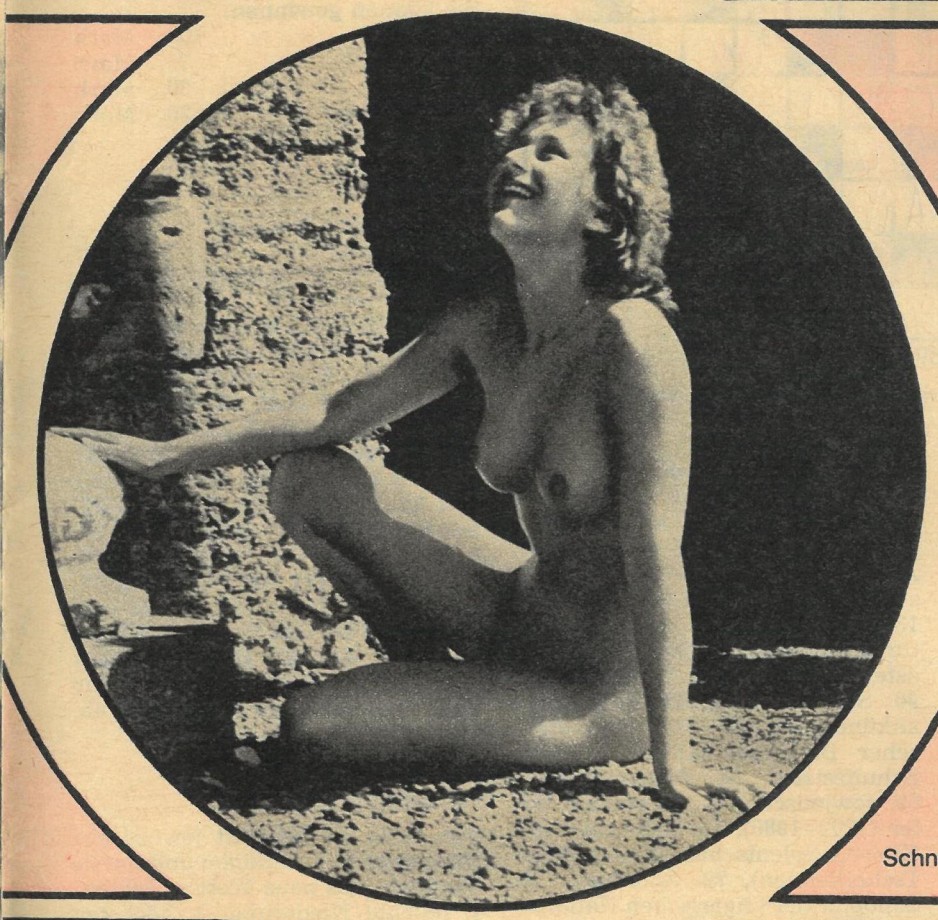
Unter freundlichen Menschen ist selbst das Wasser süß. chinesisch

Guter Wein gibt guten Essig. bulgarisch



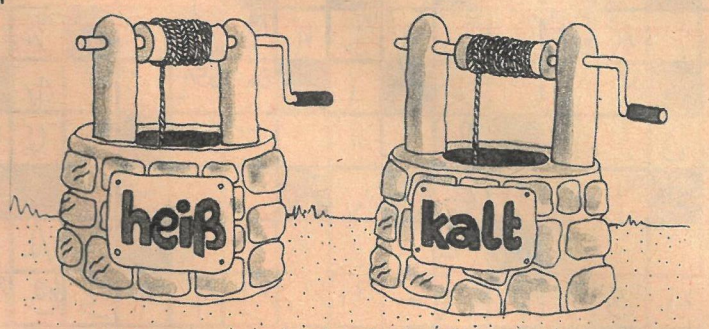
Nekrassow, Moskau

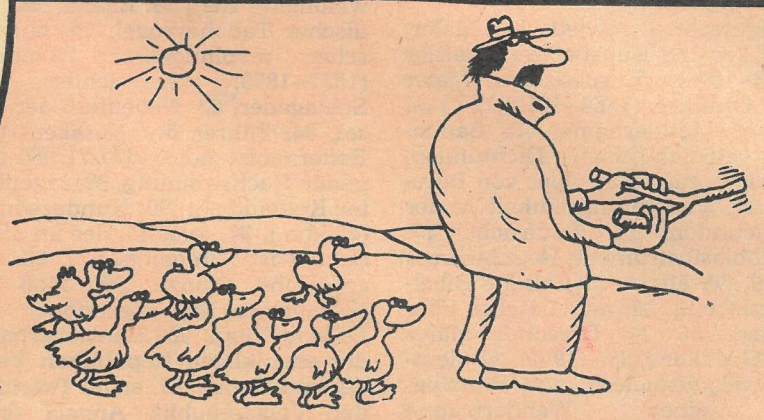
Kasanewski, Kiew



Simmrow

Steger





Schneider

schüchtern. Durch Vermittlung ihrer Tante, die mit dem Direktor des Tierparks bekannt ist, wollte sie sich leihweise ein paar Elefanten beschaffen; aber die Tante schreckte im letzten Moment zurück. Meine Frau aber gab nicht auf. Als sie erfuhr, daß man mich in der Kindheit einmal in die Rumpelkammer gesperrt hatte, weil ich Großmutters Strümpfe aufräufelte, sagte sie; ‚Anissim, ich fühle, daß in dir ein Strickgenie schlummert.' Ich begann zu üben, bestrickte die ganze Familie und die Nachbarn von Kopf bis Fuß. Ich arbeite mit verschiedenem Material, benutze Rentierflechte, das Stroh aus Matratzen, Angelschnur und Schnürsenkel, mache daraus Handtaschen, Koffer, Lüster und andere kunstgewerbliche Gegenstände. Heute bin ich König der Schnellstrickkunst! Jetzt stricke ich das Porträt meiner Frau aus verschiedenfarbigen Telefonkabeln; denn sie ist es, die mein Talent entdeckt und mir zu Ruhm verholfen hat... Denn was wäre ich heute ohne sie? Vielleicht Direktor eines kleinen wissenschaftlichen Instituts. Wer würde mich da schon kennen?"

Aus „Launen der Liebe". Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka, bearbeitet

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Eduard Mörike

Der Liebhaber an die heiße Quelle zu B.

Du heilest den und tröstest jenen,
o Quell, so hör auch meinen Schmerz!
Ich klage dir mit bittern Tränen
ein hartes, kaltes Mädchenherz.

Es zu erweichen, zu durchglühen,
dir ist es eine leichte Pflicht.
Man kann ja Hühner in dir brühen,
warum ein junges Gänschen nicht?

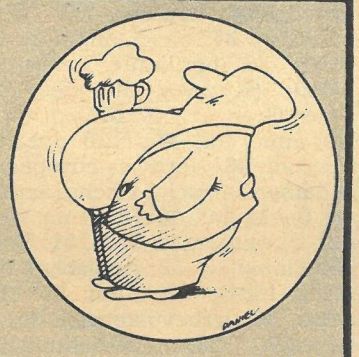
Stammtisch

**Er übte oft innere Einkehr,
aber stets kam er mit leeren Händen zurück.
Auch heute noch braucht mancher Geist die Flasche,
um richtig groß zu sein.**
Möckel

Man ist eigentlich nur lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer erfreut.
Goethe

Langeweile ist ein böses Kraut, aber auch eine Würze, die viel verdaut. Goethe

**Die Stimme hebt sich, wenn die Selbsteinschätzung sinkt.
Wein betört die Weisen.**



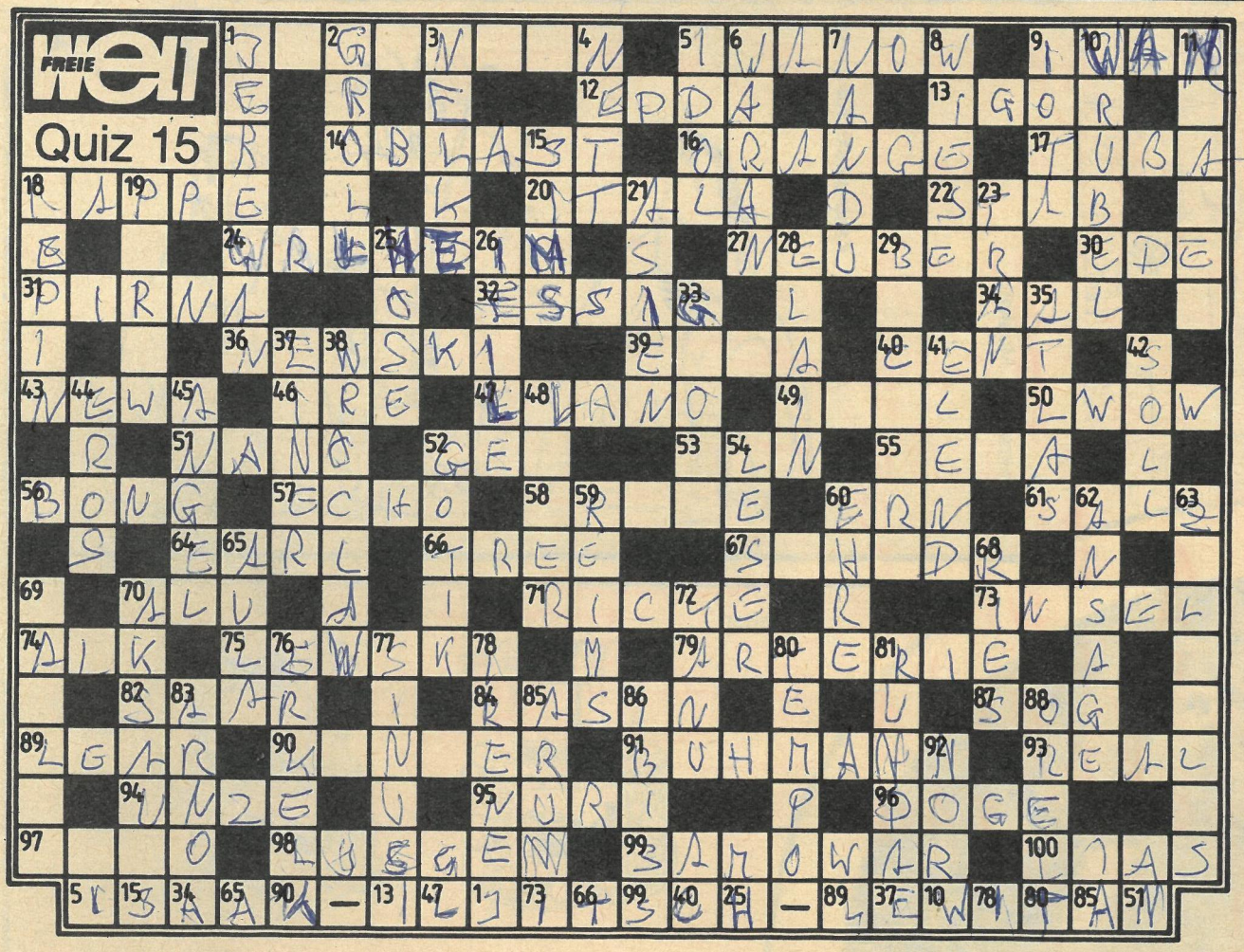
Daniel, Prag

**Fässer, die hell klingen, sind leer.
Jedes leere Faß hat eine andere Leere.** M. H.

Die Zeit

ist unendlich lang und jeder Tag ein Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will. Goethe

Vor dem Betrunkenen läuft selbst der Verrückte davon. bulgarisch



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. sowjetischer Maler, Grafiker und Kunstwissenschaftler (1893–1973), 5. russischer Maler und Grafiker (1864–1910), 9. russischer Männername, 12. Sammlung altisländischer Dichtungen, 13. Titelfigur einer Oper von Borodin, 14. Verwaltungseinheit in der Sowjetunion, 16. Südfrucht, 17. Blechblasinstrument, 18. schwarzes Pferd, 20. älteste lateinische Bibelübersetzung, 22. militärisches Führungsorgan, 24. Dresdner Maler und Grafiker (1886–1965), 27. deutsche Schauspielerin und Prinzipalin einer Wandertruppe (1697–1760), 30. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 31. Kreisstadt im Bezirk Dresden, 32. Speisewürze, 34. schlangenförmiger Fisch, 36. berühmte Leningrader Straße (Kurzw.), 39. niederländischer Grenzort, 40. Münzeinheit in Nordamerika, 43. Fluß durch Leningrad, 46. Nordwesteuropäer, 47. südamerikanische Hochgrassteppe, 49. Backzutat, 50. Stadt im Westen der Ukrainischen SSR, 51. Vorsatz bei Einheiten, 52. russischer Maler (1831–1894), 53. Fluß in Mittelasien, 55. Urbevölkerung der Philippinen, 56. Fernsehmusiksendung, 57. Widerhall, 58. im Aberglauben ein weibliches Nachtgespenst, 60. Hausflur, 61. Speisewürze, 64. englischer Grafentitel, 66. engl.: Baum, 67. sowjetischer Bildhauer (1887–1941), 70. Kurzwort für ein Leichtmetall, 71. weibliches Reh, 73. Eiland, 74. nordischer Tauchervogel, 75. bulgarischer revolutionärer Demokrat (1837–1873, hingerichtet), 79. Schlagader, 82. Nebenfluß der Mosel, 84. Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes 1670/71, 87. saugende Nachströmung, 89. sagenhafter Keltenkönig, 90. Hundezwinger (weidm.), 91. jemand, der an allem Schuld ist (Umgangsspr.), 93. alte spanische Münze, 94. Maß für Sportgeräte, 95. Jugendbuch von Ludwig Renn, 96. Staatsoberhaupt der ehemaligen Republiken Venedig und Genua, 97. erster Präsident der Volksrepublik Angola (gest. 1979), 98. Untugend, 99. russische Teemaschine, 100. älteste Abteilung des Juras.

Senkrecht: 1. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 2. unterdrückter Ärger, Verbitterung, 3. Blume, 4. freundlich, 5. Götzenbild, 6. Vertreter einer Echsenfamilie, 7. südamerikanischer straußenähnlicher Laufvogel, 8. Grünland, 9. griechischer Buchstabe, 10. russischer Maler und Grafiker (1856–1910), 11. Hauptstadt von Niger, 15. waagerechte Mauerkante, 18. russischer Maler (1844–1930), 19. russischer Maler und Zeichner (1834–1882), 21. Erdteil, 23. Fischfett, 25. Kleidungsstück, 26. Gestalt aus „Die Perlenfischer", 28. Ölbaumharz, 29. Stadt in der Usbekischen SSR, 33. die durch Vermessung bestimmte Figur der Erde, 35. Landkartenbuch, 37. Sportbootklasse, 38. Stadt im Südwesten Polens, 41. Erholungsort im Harz, 42. Planziel, 44. Liebesgott (griech. Mythol.), 45. Fischfanguntensil, 48. im Altertum Angehöriger eines Volkes im Westen Kleinasiens, 52. Kunststil vom 13. bis 15. Jahrhundert, 54. Zeitungsbezieher, 59. Stadt im Nordosten Frankreichs (Champagne), 60. Selbstachtung, 62. Programmankündigung, 63. lettisch-sowjetischer Bildhauer (1876–1972), 65. Schulfestsaal, 68. Papierzählmaß, 69. sowjetischer Grafiker und Maler (1902–1980), 70. Nebenfluß des Kleinen Selentschuk (Karatschajo-Tscherkessien), 72. Sportboot, 76. Schöpfer der ungarischen Nationaloper (gest. 1893), 77. Winkelfunktion, 78. Gestalt aus „Rienzi", 80. Geschwindigkeitsgrad, 81. Volkslied im Vogtland, 83. Fluß in Italien, 85. eine der Kleinen Sundainseln, 86. Schreitvogel, 88. Nebenfluß des Dnepr, 92. geologische Stufe der Alpinen Trias.

Pawel Tretjakow, der große Kunstsammler und Begründer der nach ihm benannten Moskauer Galerie, förderte besonders junge Talente, bei deren Einschätzung ihrer Begabungen er sich fast nie irrte. Auch der von uns gesuchte Maler, dessen Vor- und Familiennamen sich als Lösung unseres Rätsels ergeben, war einer der von Tretjakow geförderten Künstler. Er, der Schüler von Sawrassow und Polenow, gehört zu den berühmtesten und beliebtesten Landschaftsmalern des russischen Realismus gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (Zahlenleiste am Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 15 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!
Einsendeschluß ist der 19. August 1987 (Poststempel).
Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 19/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Schach

Mißglückter „Franzose"
FRANZÖSISCH, L. Psachis (UdSSR) – V. Raićević (Jugoslawien), Moskau '86: **1. e4 e6 2. d3 d5 3. Sd2 Sf6 4. Sf3 b6 5. e5 Sfd7 6. d4 c5 7. c3 Le7 8. Lb5 La6 9. a4 0–0 10. 0–0 Dc8 11. De2 L:b5 12. ab a6 13. c4 Db7 14. cd D:d5 15. dc S:c5 16. Sc4 Db7 17. Lg5 L:g5 18. S:g5 h6 19. Sd6 De7 20. Sge4 S:e4 21. D:e4 Ta7 22. De3 ab 23. D:b6 T:a1 24. T:a1 Sd7 25. D:b5 Tb8 26. De2 Dg5 27. Sc4 Sb6 28. S:b6 T:b6 29. g3 Dd8 30. h4 Dd5 31. h5 Db7 32. Tb1 Tb3 33. Kh2 Dd5 34. Tc1 Td3 35. b4 Td2 36. De3 Tb2. 37. Tc8+ Kh7 38. Tc5 Db7 39. b5 Kg8 40. Dd4 Ta2 41. Tc6 D:b5 42. Tc8+ Kh7 43. De4+ Schwarz gab auf;** sein König ist nicht mehr zu retten: 43. ... g6 44. hg+ fg 45. Tc7+ Kh8 46. Df4.

Rätselpyramide

Von Zeile zu Zeile ist jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das neue Wort zu bilden: 1. feuchte Niederung, 2. höchster Berg des Aravalligebirges (Nordwesten Indiens), 3. Verbrechen, 4. Schachfigur, 5. österreichischer Tenor (gest. 1948), 6. Organist, Thomaskantor (1873–1950), 7. Geländerstütze (Architektur).

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

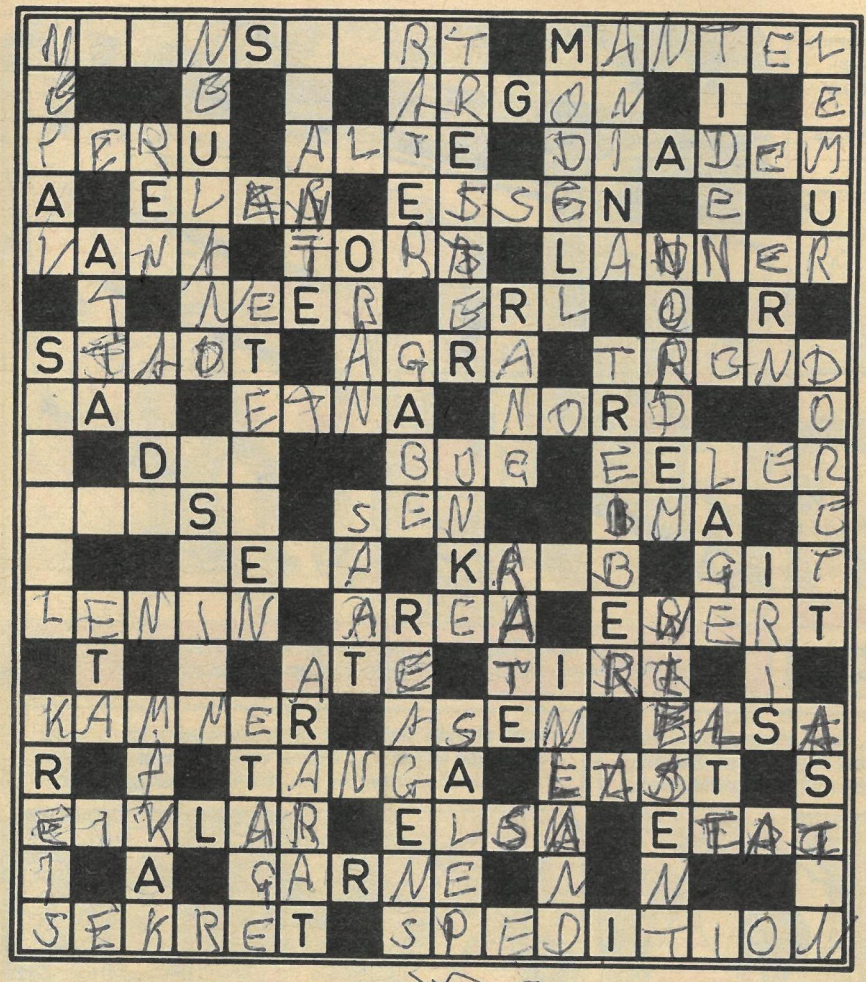
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

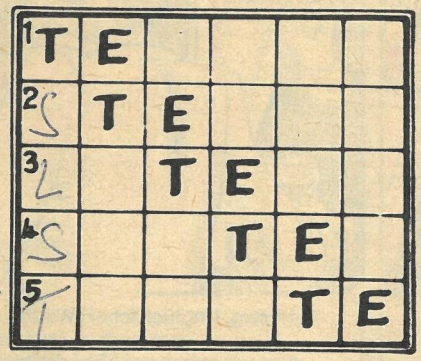


Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Begründer der Sowjetunion, 2. Kränkung, Beleidigung, 3. Kurzwort für die Außenhandelsbank der DDR, 4. Land in Südamerika, 5. Gezeiten (norddt.), 6. Weißei, 7. größe Ansiedlung, 8. Helfer bei der Jagd, 9. erstmals landwirtschaftlich genutzter Boden, 10. Bürde, 11. Knolle mancher Orchideen, 12. Beförderung, Versendung, 13. Windrichtung, 14. Fläche (latein.), 15. Berg im Osten der Türkei, 16. algerische Hafenstadt, 17. Staatshaushalt, 18. weibliche Bühnenrolle, 19. zeitgenössischer DDR-Autor heiter-satirischer Bühnenstücke, 20. Versandbetrieb, 21. japanische Münzeinheit, 22. Frauenname, 23. Situation, 24. makromolekularer Werkstoff, 25. Stockwerk, 26. Speise, Nahrung, 27. Edelgas, 28. europäischer Vulkan (Landesspr.), 29. Absonderung, Ausscheidung, 30. Theaterplatz, 31. sowjetisches Volk, 32. rumänische Stadt, 33. im altrömischen Recht das Heiratsgut der Frau, 34. österreichischer Komponist (1801–1843), 35. banktechnischer Begriff, 36. jahreszeitliche Winde im Mittelmeergebiet, 37. enganliegende Miederware, 38. Kleidungsstück, 39. junges Getreide, 40. Untiefe, 41. Nebenfluß des Arno, 42. Literaturgestalt bei F. Selbmann, 43. Hauptstadt der Jemenitischen Arabischen Republik, 44. Göttergeschlecht (german. Mythol.), 45. Gattung der Blattschneideameisen, 46. griechischer Buchstabe, 47. griechische Küstenlandschaft, 48. Gestalt aus „Lohengrin", 49. niederländischer Dichter (gest. 1932), 50. Politiker, Publizist, (1904–1982), 51. Rätsellöser, 52. wohlriechende Blume, 53. Vorsatz bei Einheiten, 54. Gedichtform, 55. geometrische Figur, 56. kleiner Raum, 57. Nordlandtier, 58. Informationseinheit (Datenv.), 59. System des Mesozoikums, 60. Rückstände beim Brauen und Keltern, 61. Göttin der Verblendung (griech. Mythol.), 62. Schiffsvorderteil, 63. Vereinigung für Sport, Geselligkeit oder Weiterbildung, 64. Froschlurch, 65. bulgarischer Fluß, 66. tansanische Hafenstadt, 67. Stirnbinde, -reif, 68. Schwertlilie, 69. indische Stadt, 70. Kursunterschied, 71. Halbaffe, 72. armenisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1964), 73. Nachbildung; Gießform, 74. arabisches Tamburin, 75. meerkatzenartiger Affe, 76. Geschenk, 77. Edelmetall, 78. Ort in Tirol, 79. chemischer Stoff, der eine Reaktion bewirkt, 80. Edelstein, 81. Nähfaden (Mz.), 82. zum eigenen Staat gehörendes Territorium.

Füllrätsel

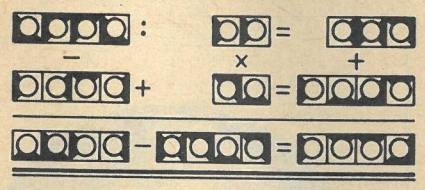
1. bestimmter Zeitpunkt, 2. baumlose Ebene, 3. sogenannte „tote" Sprache, 4. Gerät zum Umgraben des Bodens, 5. Wandbekleidung.



Buchstabentausch

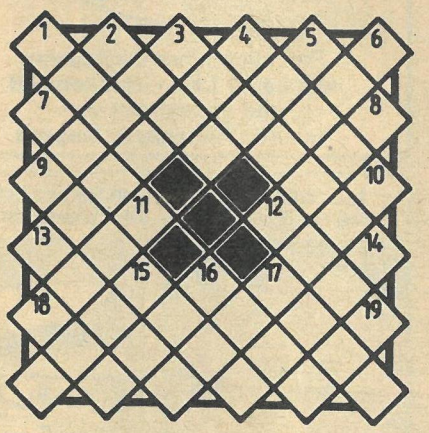
Jedem der folgenden Wörter ist der vierte Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Scheck – Raufe – Salut – Stahl
Die neu eingesetzten vierten Buchstaben ergeben die Bezeichnung für einen Halbedelstein.

Raten und Rechnen



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

Schräge Reihen



Von der Zahl nach rechts unten: 1. Stadt im Süden Frankreichs, 2. Schwertlilie, 3. wissenschaftliche Abhandlung, 4. Amtstracht, 5. Tapferkeit, 7. Zeitungsfalschmeldung, 9. Salz der Weinsäure, 12. germanisches Göttergeschlecht, 13. synthetischer Zusatzstoff bei der Parfümherstellung, 16. Stadt in der ČSSR (Landesspr.), 17. Lebewesen, 18. schlimme Lage, Misere.

Von der Zahl nach links unten: 2. makedonische Reiterabteilung, 3. Fluß in Mittelengland, 4. Titelgestalt einer Oper von Richard Wagner, 5. Fluß in Westeuropa, 6. Verband von Militärflugzeugen, 8. Stadt in Ungarn, 10. Werkzeug zum Ziehen der Notenlinien, 11. Hausflur (landsch.), 14. Zustand der Gesichtshaut, 15. Futterbehälter, 16. Grundnahrungsmittel, 19. griech.: neu.

Auflösungen aus Heft 15/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Puschkin (49), Strebe (58), Etsch (17), Milet (43), Bek (18), Ernte (16), Anapa (12), Dole (20), Amara (10), Wagen (38), Ukas (65), Ata (2), Karin (37), Alant (7), Titan (63), Salto (52), Tip (62), Elen (25), Kleie (40), Trent (64), Gong (29), Siena (55), Kajak (35), Aba (1), Nebel (45), Alarm (8), Retina (51), Beresina (19).
Senkrecht: Pferd (48), Sesel (54), Hahn (30), Imme (33), Tatar (59), Elba (24), Ecke (21), Elam (23), Crew (27), Enak (26), Toga (56), Paul (47), Ost (15), Ani (11), Man (42), Aken (4), Eris (14), Kant (36), Step (57), Akte (6), Alte (9), Nell (60), ahoi (3), III (31), anti (13), Akt (5), Tema (61), Ion (32), Vene (66), egal (22), Renan (50), Nabe (44), Okapi (46), Gamma (28), Maar (41), Samt (53), Klee (39), Jade (34).

Füllrätsel: 1. Berlin, 2. Artist, 3. Renate, 4. Ringer, 5. Eisler, 6. Natter. – Barren.

Um die Ecke gedacht: Bärenblut

Vom Kern zum Wort: 1. Bajadere, 2. Aberdeen, 3. Lagerlöf, 4. Achilles, 5. Kabarett, 6. Imitator, 7. Register, 8. Elektron, 9. Wandalen – Balakirew.

Einer fehlt: Lam(a), Tab(u), Ei(s), Bar(t), Moll(e), Anke(r), Bor(n), Sen(f), Ala(i), Mai(s), Ar(c), Re(h), Rang(e), Auto(r). – Austernfischer.
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Mekka, 4. Tarantella, 6. Puma, 7. Rankenwerk, 10. Zeugnis, 11. Panorama, 13. Cherson.
Senkrecht: 2. Katamaran, 3. Mantel, 5. Lage, 8. Werkzeugmacher, 9. Opa, 12. Nora.
Buchstabentausch: Reiz, Bali, Hast, Ster, Salbei, Ton – Zitron.

Raten und Rechnen:

6956	:	94	=	74
–		×		+
496	+	62	=	558
6460	–	5828	=	632

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 11) aus Heft 12/1987

Waagerecht: 1. Tomski, 5. Maniser, 10. Ilja, 11. Oborin, 13. Rassel, 15. Deck, 17. Palas, 18. Heuer, 20. Fes, 21. Ehe, 22. Trog, 25. Kepler, 28. Tor, 29. Tete, 30. Affe, 32. Eibe, 34. Eier, 36. Rohr, 38. Tiara, 40. Eis, 41. Agens, 43. Chlor, 45. Kamow, 47. Alp, 48.Aus, 49. Inber, 52. Steak, 54. Kos, 55. Ist, 56. Tours, 60. Miami, 61. Taste, 63. iga, 65. Kleid, 67. Ries, 68. Gala, 69. Arve, 70. Agio, 72. Bake, 74. Leu, 75. Panama, 78. Nife, 80. Kai, 81. EKG, 83. Altan, 84. Siena, 86. Lori, 87. Basalt, 90. Wertow, 91. Eros, 92. Arate, 93. Dubinin, 94. Bianki.
Senkrecht: 1. Terek, 2. Mus, 3. Kiepe, 4. III, 5. Made, 6. Imkerei, 7. Espe, 8. Aba, 9. Silo, 11. Olme, 12. Ostern, 14. Arena, 16. Este, 19. Elf, 23. Gerassimow, 24. Baschkiren, 26. Lias, 27. Reck, 29. Traps, 31. Eton, 33. BAM, 35. Isar, 37. Osaka, 39. Irbis, 40. Ewer, 42. Elemi, 44. Liste, 46. Asta, 50. Riege, 51. Stil, 53. Aida, 57. Uhr, 58. Step, 59. Aken, 62. Asbest, 64. Galilei, 66. Etmal, 69. Auer, 71. Grabar, 73. Kiew, 76. Arasi, 77. Altai, 79. Idee, 80. Kanu, 82. Kien, 85. Ion, 87. Bob, 88. Ahn, 89. Nep.
Lösungswort: Schwalbennest

Es gewannen:
1. Preis:
100.00 M Hertha Friebe, Schwedt, 1330
2. Preis:
75.00 M H. Otto, Halle, 4070
3. Preis:
50.00 M Siglinde Müller, Dessau, 5402
4. bis 8. Preis:
je 25.00 M Harry Schlöffel, Rudolstadt, 6820; Werner Hertwig, Boxberg 7586; Wolfram Anders, Böhlen, 7202; Friederike Fahlberg, Halle, 4020; Ursula Nimsch, Zwenkau, 7114.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes

beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich

(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 9

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

Mein Herz wird von Kummer und Schwermut geplagt. Immer öfter muß ich an meinen armen Bruder Omar Jussuf denken. Sein Schicksal läßt mir keine Ruhe. Da schmachtet er auf dem Grunde irgendeines der sieben Meere, eingeschlossen in eine Flasche…

Vielleicht finden wir eine Spur von ihm, wenn wir in den Ferien ans Meer reisen…

Und eines Tages machten sie sich auf die Reise nach Odessa, der schönen Hafenstadt am Schwarzen Meer.

Nun, lieber Freund, richten Sie uns bitte eine festliche Tafel her. Wir hätten gern…

Es tut mir leid, aber zum Essen müßten sie in den Speisewagen gehen, ich serviere nur Tee im Abteil.

Na, Alter, du sollst staunen, was hier gleich im Abteil serviert wird!

Oh, was für ungewöhnliche Gäste! Wo kommen Sie her? Bitte mal Ihre Fahrkarten!

Schweig, Unglücklicher! Wir reisen mit unserem Herrn, dem großen Zauberer Hottab, dem wir schon vor über dreitausend Jahren dienten!

Noch ehe der Schaffner seine Sinne sammeln konnte, waren die schwarzen Diener verschwunden. Nur eine Weintraube hatten sie ihm als Andenken gelassen.

Am frühen Morgen fuhr der Zug in Odessa ein. Und sogleich stürmten die drei Reisenden zum Hafen. Wie freuten sie sich auf ein Reiseabenteuer!

So ein Pech! Die „Suchumi" sticht erst in drei Tagen in See! Alle anderen Schiffe sind ausgebucht!

Und wenn du wieder mal etwas zaubertest, Hottab? Vielleicht ein richtiges altes Segelschiff?

Aber mit dem größten Vergnügen, meine kühnen Seefahrer!

Schon standen sie an Deck eines prächtigen Seglers. Die Besatzung: Das waren ebenso schöne dunkelhäutige Männer, wie die, die gestern so überraschend im Zug aufgetaucht waren.

Hallo, Jungs, wollt ihr nicht mit uns Mittag essen?

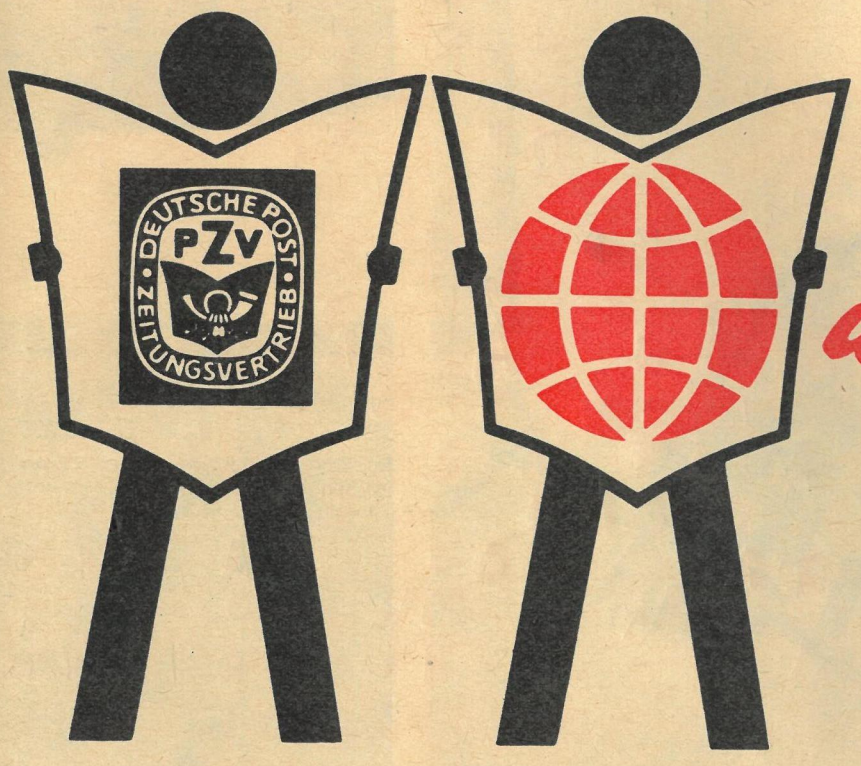
Es schickt sich nicht, daß Diener am Tische ihres Herrn sitzen!

Wenn das so ist, Hottab, so sind auch wir nicht die richtige Gesellschaft für dich!

Oh, ihr Segel meines Herzens, verzeiht mir! Die Zunge spricht noch immer Dinge, die der Kopf längst nicht mehr denkt. Natürlich sind mir die netten Jungen willkommen!

Plötzlich spürten sie, wie das Schiff, als sei's von Geisterhand gezogen, unter ihnen wegsackte. Nur ein Stück Treppengeländer, an dem Hottab zuvor lehnte, bot ihnen Halt. Was tun?

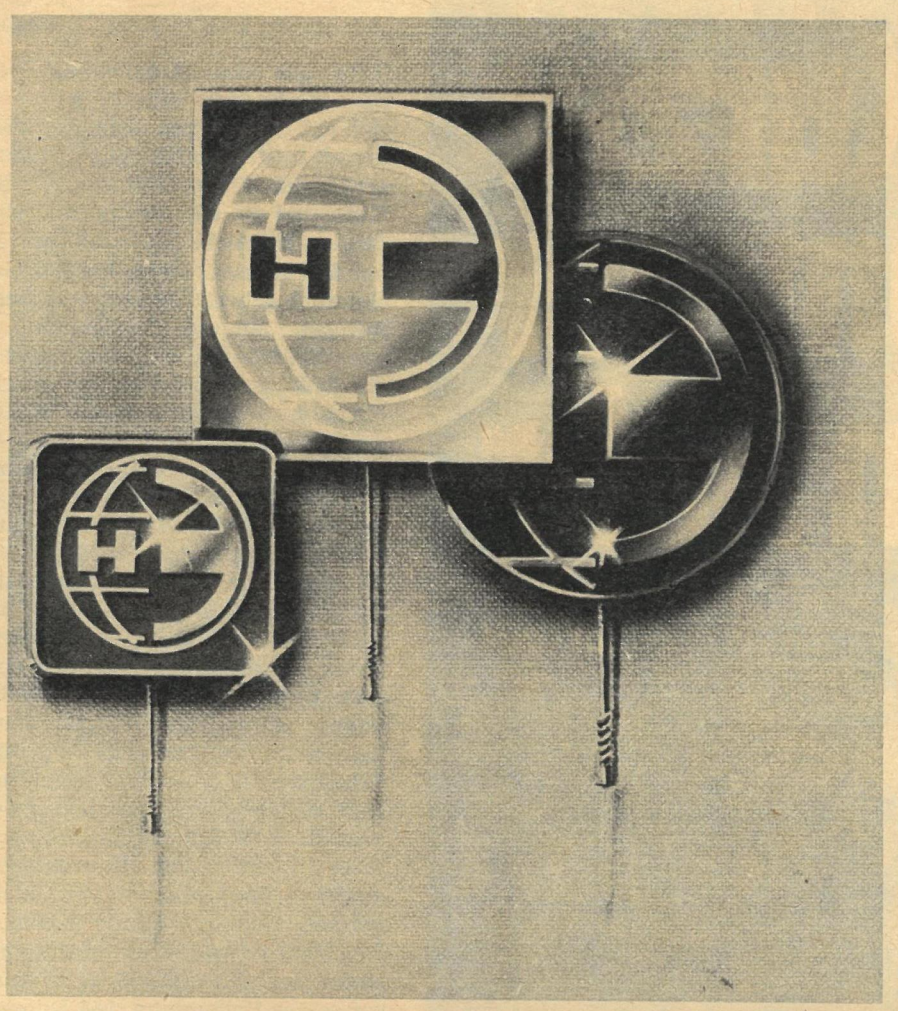
unterhaltend und bildend zugleich



Zeitungen und Zeitschriften aus sozialistischen Ländern

im Abonnement und in den Verkaufsstellen der Deutschen Post
Die Mitarbeiter des Postzeitungsvertriebs beraten Sie!

FÜR SAMMLER DAS RICHTIGE!



Neu auf dem Markt!

ABZEICHEN GEDENKMEDAILLEN

ausgefertigt

nach Mustern des Verkäufers oder des Kunden aus verschiedenen Metallen

ausgeführt

einfarbig und farbenprächtig

geliefert

nur in Großhandelsposten

Exporteur:
V/O NOVOEXPORT, Tschechow-Str. 2, 103006 Moskau, UdSSR
Telex: 411254 NOVEX SU, 411255 NOVEX SU
Telegraf: Moskau Novoexport
Telefon: 299 88 48, 299 26 04, 299 62 93, 2992952

NOVOEXPORT

Kurzer Sommer am Rohr

An der Trasse im Ural

Blick aus dem Autofenster: Das satte Grün der Wiesen wechselt sich mit dem matten Grün der Wälder ab in der sanft-hügligen Landschaft des Urals. Dort eine Herde Kühe und ein eigenwillig sich windendes Bächlein. So muß es vor hundert Jahren hier im Permer Gebiet auch schon ausgesehen haben. Ruhiges, langsam fließendes Leben, Holzhäuser, die sich eng an die Erde zu schmiegen scheinen. Plötzlich ein Bruch in dieser Idylle. Auf einer Waldlichtung stapeln sich dicke Rohre, riesige Transporter fahren sie an die Trasse. Das Leben und Arbeiten im Ural ist mit harten Naturgesetzen konfrontiert. Im September kommt Schnee. Im April macht er sich davon. Aber bis Juni kann der Boden gefroren sein. Wann soll hier Korn reifen? Wann Obst gedeihen? Die Zeit dafür ist knapp. Auch die Männer und Frauen an der Trasse passen ihre Arbeit den Klimaverhältnissen an. Und mit dem Trassenbau werden auch dem Antlitz des Landes neue Züge eingeschnitten. Es entstehen moderne Produktionsstätten, Wohnungen, Schulen, Kindergärten... Der DDR-Abschnitt an der Exportgasleitung PROGRESS steht kurz vor seiner Vollendung. 145 Kilome-

ter Rohr sind hier verlegt. Erster Spatenstich an dieser Leitung war erst im Juni vorigen Jahres. Unsere Jungs – 14 000 sind es jetzt – haben dazu gelernt, seit sie hier bauen. Das Tempo, die Produktivität ist gewachsen. Wo wir auch hinkommen, hören wir von Rekorden. 16 Schweißnähte in einer Schicht schaffte die Jugendbrigade „Nasarenko". Nur sechs Stunden brauchte die Rüster-Brigade „Schadrin" für die komplette Einrüstung einer 15 Meter hohen Verdichterhalle. In Barda liegt die Nachbesserungsquote von Schweißnähten jetzt bei 0,18 Prozent. Zahlen, die Nichtbauleuten wenig sagen mögen, die ich aber voller Achtung notierte. Wir fahren in eine helle, junge Stadt – Tschaikowski. So genannt, weil der Komponist ganz in der Nähe geboren wurde. Die Stadt hat, nachdem hier vor gut 25 Jahren ein gewaltiges Wasserkraftwerk an die Kama gesetzt wurde und ein hochmodernes Kunstfaserwerk folgte, inzwischen 75 000 Einwohner. Mit der Trasse entstehen Verdichterstationen vor ihren Toren. Das bringt der Stadt mehr Menschen. Der 2. Sekretär des Stadtkomitees der KPdSU, Alexej Projdakow, ein freundlicher, junger Mann, schätzt, daß Tschaikowski noch in diesem Jahrhundert 250 000 Einwohner haben wird. Ein Wohngebiet bauen junge Bauleute aus der DDR dort. „Sehr schöne Wohnungen", wie Alexej Projdakow sagt. Wer hier einzieht, ist glücklich. Ein bißchen sieht die neue Stadt in der Stadt aus wie Neubaugebiete in Potsdam. Von da stammen auch die Typen und Platten. Das steht Tschaikowski gut, finde ich. Als ich Juri Filonenko, Abteilungsleiter bei GINGS (Hauptverwaltung für Internationalen Erdöl- und Erdgasleitungsbau in der Sowjetunion), der mich begleitet, davon schwärme, wie sich vor unseren Augen eine Modernisierung des Lebens vollzieht, an dem auch wir beteiligt sind, lächelt er weise. Später dann erfahre ich von ihm Zahlen. 22 000 Kilometer Gasleitungen wird die Sowjetunion allein dieses Jahr bauen. Bis 1990 sind wir mit 900 Kilometern dabei. Und jeder einzelne Kilometer, denke ich, ist es wert, in diese Permer Erde gesenkt zu werden.

Vera Sandberg (Text)
Peter Meißner,
Detlef Christel (Fotos)

Wie mache ich es richtig?

Jeden Tag mein Frühstücksei?

Wieviel Eier darf ich ohne gesundheitliche Bedenken essen? Sind Unterschiede zu machen bei Kindern und Erwachsenen?

Gerda Schmidt, Rostock

Ein gesunder Erwachsener kann täglich zum Frühstück ein Hühnerei verzehren, ohne dadurch irgendeinen gesundheitlichen Schaden zu erleiden. Ein großes Ei enthält 6 g Schale und 44 g eßbare Anteile, diese liefern 7 g Nahrungseiweiß, 6 g Fett, 0,15 mg Vitamin A, 0,15 mg Vitamin B_2, 1,0 µg B_{12} und 1 mg Eisen. Damit wird der Tagesbedarf eines Erwachsenen mit leichter körperlicher Arbeit an Nahrungseiweiß zu etwa 10 %, an Fett zu etwa 9 %, an Vitamin A zu etwa 18 %, an Vitamin B_2 zu etwa 10 %, an Vitamin B_{12} zu etwa 30 % und an Eisen zu etwa 10 % gedeckt. Das Ei ist also sehr nährstoffreich und enthält etwa 80 kcal (320 kJ). Aufgrund des niedrigen Energiegehalts können Eier in begrenztem Umfang auch in einer Reduktionskost verwendet werden. Begrenzt deshalb, weil im Hühnerei etwa 250 mg Cholesterol enthalten sind. Da bei vielen Übergewichtigen ein erhöhter Blutfettspiegel nachweisbar ist, sollten sie den Eierverzehr während der Schlankheitskur auf 2 bis 3 Stück pro Woche begrenzen. Dieser hohe Cholesterolgehalt ist der Grund, warum man älteren Menschen, bei denen Herzkreislauferkrankungen nicht selten sind, keinen unbegrenzten Eierverzehr empfehlen sollte. Auch bei Kindern ist ein maßvoller Eierverzehr angebracht. Als allgemeine Grundregel für sie gilt: alle 2 Tage höchstens ein Ei.

Redukal – wieviel, wie oft?

Ihrer Serie habe ich schon viele Hinweise entnommen (ab FW 10/87). Ist Redukal nicht auch eine Möglichkeit zum Abnehmen?

Lisa Steglich, Leipzig

Redukal ist ein Diätlebensmittel, das je 100 g zu 54 % aus Magermilchpulver, zu 27 % aus Vollmilchpulver, zu 18 % aus Reisschleimpulver und zu etwa 1 % aus zugesetzten Vitaminen und Mineralstoffen besteht. Eine Packung von 250 g enthält 990 kcal (4000 kJ), das entspricht etwas weniger als 50 % des Tagesbedarfs eines gesunden Erwachsenen mit leichter körperlicher Arbeit. Verteilt man eine Packung von 250 g auf 4 Mahlzeiten (4 × 5 Eßlöffel mit je 250 ml Wasser) pro Tag, so ergibt das eine strenge Reduktionsdiät, die ohne ärztliche Kontrolle nicht länger als eine Woche lang durchgeführt werden sollte. Abwechslungsreicher und länger durchführbar ist eine gelockerte Redukaldiät, indem man 2 Redukaltage pro Woche (am besten am Wochenende) einplant. In Verbindung mit einer auf 2 Drittel des täglichen Energiebedarfs reduzierten gemischten Kost unterstützen Redukaltage alle 2 bis 3 Wochen die Gewichtsabnahme besonders dann, wenn nur leichtes Übergewicht vorhanden ist.

Wodkakur – was ist das?

Unter den extremen Kostformen wurde die Wodkakur erwähnt (FW 15/87)…

Peter Schulze, Berlin

Von allen Gewaltkuren zur Gewichtsreduktion ist sie die gefährlichste. Man müßte pro Tag 3 Tassen Kaffee, 2 Bockwürste, 200 g Käse oder Quark, 1 Ei, 1 Apfel und 4 doppelte Wodka zu sich nehmen. Dabei würden allein 30 % des Tagesbedarfs an Nahrungsenergie nur durch den Alkohol mit 60 ml reinen Äthylalkohols gedeckt. Das ist eine Mangeldiät, in der vor allem Vitamine und Mineralstoffe in ungenügender Menge enthalten sind. Das gesundheitliche Hauptrisiko aber geht vom Alkohol aus. Bei dieser energiearmen Kost und einem mehrmals am Tage erhöhten Blutalkoholspiegel ist mit einer Leberschädigung zu rechnen.

Gesünder leben

Antwort auf Leserfragen von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz

Im nächsten Heft: Mit dem Rauchen aufhören u n d abnehmen?

Jroßstadtbummel

Es war ein Vergnügen, mit 49 berühmten Berliner Persönlichkeiten auf diese Art in Kontakt zu treten („Großes Sommerpreisausschreiben", FW 13/87).

Dietrich Verch, Neubrandenburg

Der „FW-Festumzug zum Ratehaus" erinnerte mich an meinen letzten Berlin-Besuch im Jahre 1976. Meine liebe Frau hat die Hauptstadt noch nie gesehen, sie ist blind. Es ist schön, daß es sie gibt, die Stadt des Friedens, nach dem sich alle Welt sehnt. Wir grüßen Sie alle, die Sie Berliner sind!

Gerhard und Simone Philipps, Apolda

Neulich gingen wir die Leipziger Straße bis zur Friedrichstraße entlang, da fiel mir wieder ein, wie ich, von Halle kommend, 1950 durch Trümmer, Buden und an Schwarzmarkthändlern vorbei zur Redaktion der „Jungen Welt" gelangte. Kein Vergleich – damals und heute!

Rotraut Marquardt, Pasewalk

Ick fand janz dufte Euern Quiz, hab's „Jott sei Dank" herausgebracht, und uffjeschriem, wie et is. Nu wünsch ick mir en bisken Jlück, ob mir wohl wird Fortuna küssen? Dafür ick mir die Daumen drück, in Nummer 19 werd ick's wissen!

Karin Kurtis, Dresden

So is et – die Jewinner bring'n wa in Heft 19/87, und am 15. Aujust is fuffzehn, sprich Einsendeschluß (Poststempel).

Den Leitspruch „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr" dürfte sich schon manche Großmutter von heute in der Praxis nicht mehr gegönnt haben. Wollte Hans nicht mehr lernen, wäre das ein „Luxus", den wir uns nicht leisten können. Man kann nicht mehr warten, bis eine neue Generation für den Umgang mit der neuen Technik heranwächst. Daraus resultiert, was manche „schnellebige Zeit" nennen. Sie bringt uns aber auch wesentliche Arbeits- und Lebenserleichterungen. Und wir müssen mehr denken. Ich kann mich noch an den EDV-Boom erinnern. Meine Mutter hatte daran zu beißen. Heute „kämpfen" meine Eltern mit Basic.

Uffz. Frank Seidel, Halberstadt

Für alle, die noch mit Grundbegriffen „kämpfen": Basic ist eine Sprache für den Dialog mit dem Computer, gleichermaßen verständlich für Mensch und Maschine.

In einer Hinsicht ist aber noch aktuell, was Hans nimmermehr lernt: wenn es um solche Eigenschaften geht wie Treue, Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Ordnung… Die muß man seinen Kindern beibringen und vorleben, da sie mit zunehmendem Altern schwer erlernbar sind.

Margarete Junghanns, Jahnsbach

Als wenn mich mein Enkel Maik ansieht, dachte ich. Was liegt in seinen Augen – die Bitte um Hilfe oder „Das werde ich schon packen"? Bei Maik, gerade 12 gewor-

Wer schreibt uns?

Mitglieder des Klubs der Internationalen Freundschaft „Ernst Thälmann" suchen Brieffreunde aus einer Schule der DDR, die ebenfalls den Namen Ernst Thälmanns trägt. Sie möchten Material über den Führer der deutschen Arbeiterklasse sammeln. UdSSR, Stawropolski krai, Isobilnenski rayon, 356 105 Tischtschenskoje, Schule Nr. 8

Marat Arslanow, 24, Dolmetscher. Seine Hobbys: Schach, Musik, Mode und Fremdsprachen (Deutsch, Englisch, Italienisch). UdSSR, Baschkirien, 452 257 Ufa, Tschekmaguschewski r., d. St. Ichsanowo

Ilse Dselbe, 15, zeichnet gern und liebt Tiere. UdSSR, Lett. SSR, 226 065 Riga, Maskavas iela 423-108

Oleg Korotkich, 24, Aspirant, lernt Englisch und Deutsch, interessiert sich für Jugendprobleme und Seefahrt. UdSSR, 690 013 Wladiwostok, ul. Schepetkowa 37-50

Preisfrage

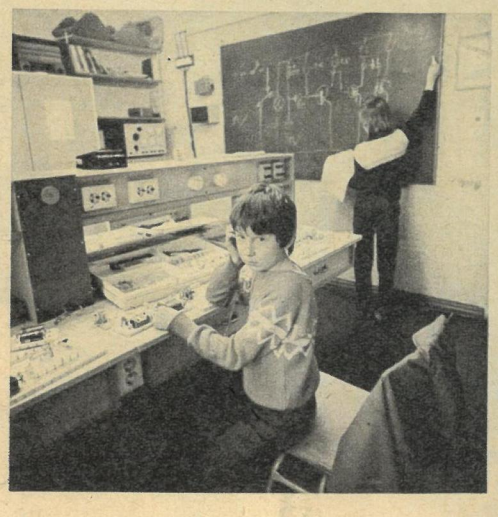
Heft 16/87

Wann wurde eine Organisation gegründet, die rot und wehrhaft war?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 18/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 12. August 1987. Auflösung von Heft 14/87: Über das Auge. Wir gratulieren Jana Ullmann, Spremberg.

Ihre Gedanken...

...zu diesem Foto haben wir in Heft 10/87 erbeten und mehrmals Briefauszüge veröffentlicht. Heute wollen wir den Austausch von Erfahrungen, Erlebnissen und Überlegungen dazu mit weiteren Zitaten beenden.



den, scheint mir das letztere der Fall zu sein. Kann ich dir denn da helfen, mein Junge? Mit acht Klassen Volksschule und mühsam nachgeholter mittlerer Reife? Aber ja, denn nur mit klarer politischer Einstellung wird Maik richtige Entscheidungen treffen, und da ist Opas Rat noch immer gefragt. Sind aber die vier Grundrechenarten oder die Beherrschung der Muttersprache noch wichtig? Aber ja, wenn du auch bald mit dem Taschenrechner arbeiten wirst, das Denken nimmt er dir nicht ab, er fordert es von dir und ebenso Korrektheit und Präzision. Mit den Computern, das hat sich heute schon erwiesen, werden am besten die jungen Menschen zurecht kommen, die hoch gebildet, geistig beweglich und körperlich fit sind. Ist denn Muttis Unmut über die manchmal mangelhafte Heftführung oder die ungenügende Vorbereitung auf den Unterricht noch nötig, wenn später sowieso alles der Computer macht? Aber ja, denn gute Arbeitsdisziplin ist eine der Voraussetzungen, um hohe Ergebnisse zu erreichen. Und deine Schule ist der richtige Ort, um die Grundlagen einer soliden Allgemeinbildung zu erwerben, denn ohne stabiles Grundwissen geht gar nichts.

Albert Buschold, Rodau

Computer und Roboter – phantastische Perspektiven eröffnen sich: enorme Steigerung der Arbeitsproduktivität, Erleichterung schwerer körperlicher und gesundheitsgefährdender Arbeiten, schnelle Information und Entscheidung, Vertiefung der Integration... Alles, um das Leben der Menschen ständig zu verbessern, den Sozialismus zu vervollkommnen. Doch jedes Ding hat zwei Seiten. Die hochentwickelten kapitalistischen Länder haben auf dem Gebiet der Elektronik zweifellos erstaunliche Erfolge erreicht und bringen immer wieder Neues auf den Markt. Der Konkurrenzkampf ist unerbittlich hart. Doch ebenso hart ist die Auswirkung auf die Werktätigen. „Jobkiller" sind dort die Roboter. Ein weiterer Gedanke: In immer größerem Umfang dient die Elektronik der Militärtechnik. Ein Fehler in diesem komplizierten und hochempfindlichen System kann buchstäblich zum Untergang der Menschheit führen. Den Ausweg aus dieser Gefahr bietet die Realisierung der vielen Vorschläge der UdSSR und anderer sozialistischer Länder. Das kann nur heißen: Beseitigung aller Atomwaffen, keine Stationierung im Weltraum.

Franz Schinkel, Brandenburg

Wir danken allen Lesern herzlich, die uns geschrieben haben, und bitten um Verständnis, daß nicht jeder zu Wort kommen konnte. Der Gedankenaustausch zu unserem Bild ist abgeschlossen, nicht aber zum Thema „Schlüsseltechnologien". Wer immer dazu Erfahrungen mitteilen oder Fragen stellen möchte, ist willkommen.

Leserfoto

Mal was ganz Ungewohntes probieren, gehört zur Erholung! Die Kamelbesteigung fotografierte Fritz Martin, Torgau, in der Kasachischen SSR. – Für gelungene Urlaubsfotos bietet sich unseren Lesern in Kürze eine besondere Chance! Lesen Sie Seite 25 in diesem Heft!

Wir sind dabei

Ursprünglich wollten wir die drei Bücher ins Antiquariat schaffen und „versilbern". Aber wir sind zu der Meinung gelangt, daß sie auf Eurer Solidaritätsaktion einem besseren Zweck dienen.

Helga und Erhard Pohling, Dresden

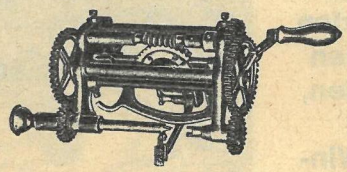
So wie Pohlings denken viele Leser – unser Bücher-Container für den Journalisten-Solidaritätstag am 28. August 1987 auf dem Berliner Alexanderplatz füllt sich zusehends! Auch die „Wühlkiste" mit alten Ansichts- und Glückwunschpostkarten enthält schon eine Menge Raritäten für Sammler.

Ein Extra-Knüller

Für Gartenliebhaber bereit zum Ersteigern:

Großes
Illustriertes Gartenbuch
zur
Selbstbelehrung für Gartenbesitzer.
Enthaltend:
Die Anlage der Gärten.
Gemüse-Garten. Obst-Garten. Obstverwertung.
Blumen- oder Zier-Garten. Zimmer-Garten.
Garten-Kalender.
Alles in durchaus klarer, leichtverständlicher Darstellung und durch viele Illustrationen erläutert.
Von
Ph. Held.
Königlich württembergischer Gartenbauinspektor.
Lehrer für Wein-, Obst- u. Gemüsebau an der landw. Hochschule Hohenheim.
Vorstand der deutschen Gartenbauschule,
sowie amtlicher Sachverständiger für Obst- und Gartenbau.
6. Auflage. 1904.
August Schultze, Verlag.
Berlin W., Wendenstraße 13.

Das Buch erschien um die Jahrhundertwende, der Einband ist leicht abgegriffen, es enthält 432 Seiten mit vielen Abbildungen wie z. B. das „Unicum" zum Kartoffeln schälen:



Wer uns schriftlich bis zum 15. August den höchsten Betrag geboten hat, erhält das Werk und wird als Meistbietender in der Zeitung genannt! Geldspenden nehmen wir ebenfalls gern entgegen. Unter allen Beteiligten verlosen wir im September 30 wertvolle Souvenirs aus Freundesland. Päckchen und Pakete senden Sie bitte an

Redaktion FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026

Geldüberweisungen erbitten wir auf das
Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Code: 4193-122
Kennwort für alle Sendungen:
FREIE WELT Solidarität 1987

Herzlichen Dank

für Ihre vielen Spenden! Das gilt heute: Erna Fischbach, Sachsenbrunn; Käte Wichmann, Freital; Waltraud Bartz, Annaberg-Buchholz; S. Friede, Dresden; Werner Buckow, Berlin; Neumann, Cottbus; Nicolette Wagner, Berlin; Helga und Erhard Pohling, Dresden; Gert Berger, Freital; Anneliese Prause, Halle-Neustadt; Gisela Buttgereit, Olganitz; Familie Ch. Grase, Meerane; Familie Hans-Jürgen Meinhardt, Halle; Muhs, Potsdam; Klaus Nowka, Weißwasser; Christiane Drachsel, Dresden; Irma Rintisch, Berlin; Gerd Beyer, Cottbus; Christel Krömmling, Magdeburg; Lucie Singendonk, Berlin; Margit Näther, Erfurt; Mechthild Franz, Schwerin; Erwin Borgmann, Berlin; Klaus-Peter Keweloh, Hillersleben; A. Mosch, Berlin; Almi Schmidt, Perleberg; G. Simon, Dresden; E. Schmidt, Zwickau; Angela Georgi, Leipzig; Henny Etzold, Dresden; Kurt Wollmann, Unterweißbach; Margarete Stein, Pößneck; S. Wolff, Görlitz; Dietmar Wegner, Rötha; H. Wolter, Freiberg; Irene Kretzschmar, Stollberg; Michael Reddmann, Berlin; Siegfried Inkermann, Leipzig; Familie Udo Riemer, Gera; Dally, Görlitz; Mandy Holzmüller, Leubnitz; Dorothea Hof, Eberswalde-Finow; N. Scheffler, Rostock; Gitta Stober, Gera; Ch. Schmelzer, Erfurt; K. Bock, Forst; Karl-Heinz Schulz, Tschernitz; G. Boden, Dresden; Hans Auge, Schneeberg; Maria Kerl, Leipzig; E. Kertsch, Halle-Neustadt; Joachim Dommasch, Karl-Marx-Stadt; Jürgen Saupe, Krölpa; Gabriele Thomas, Steinigtwolmsdorf; Wolfgang Schlegel, Döschnitz; Eva Deike, Berlin; Helga Kressin, Güstrow; Piotrowski, Rathenow; Erhardt Seides, Tannenbergsthal; G. Dahl, Berlin; Magdalena Hille, Salzwedel; Inge Kurze, Leipzig.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Foto: Ulrich Burchert

FREIE WELT

Tourismus

Aus dem Reiseangebot in die Sowjetunion vom Oktober bis Dezember 1987 des Reisebüros der DDR

Zwischen Herbst

Reisen außerhalb der Sommersaison, besonders Kurzreisen, erfahren in letzter Zeit einen großen Aufschwung. Meist bleibt vom großen Urlaub, für den ja immer noch die warmen Monate bevorzugt werden, ein Rest übrig. Dafür ist dann die Herbst- oder Winterzeit eigentlich die richtige Reisezeit. Manch Urlauber entdeckt sie sogar als angenehmer. Und hat ein goldener Herbst nicht auch seine Reize? Vielleicht in den ukrainischen Karpaten oder zwischen den sanften Weinbergen Moldawiens. Oder der echte russische Winter? Auf den folgenden Seiten machen wir einige Angebote.

und Winter

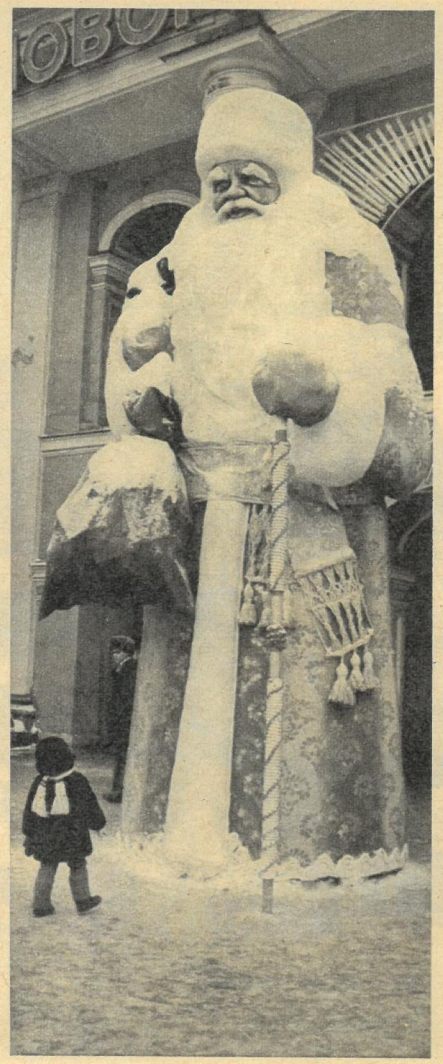
Es ist schon wie in einem russischen Märchen. Sie fahren durch eine tiefverschneite Landschaft, und vor Ihnen erscheinen die in der Wintersonne golden strahlenden Kuppeln der Kreml-Türme (oben). Rostow-Weliki heißt die Stadt, die sich von weitem wie vor 1000 Jahren präsentiert, als sie den Beinamen ‚groß' zu Recht trug. Geblieben ist das große kunsthistorische Interesse an dieser Stadt 200 Kilometer nordöstlich von Moskau. Der Tourist kann sie erleben auf der Reise Moskau–Jaroslawl–Moskau, in deren Programm ein Ausflug nach Rostow enthalten ist. Die 7tägige Flugreise wird vom Reisebüro für 1050 Mark angeboten.

Mit mehreren Klimazonen hat die Sowjetunion eine vielfarbige Palette für Touristen aufzuweisen. Man kann praktisch an einem Tag zwischen Herbst und Winter reisen. Während sich der Platz vor der Manege im Zentrum Moskaus (links) für das Jolka-Fest rüstet, werden an der kaukasischen Schwarzmeerküste die Mandarinen geerntet. Und wer mitten im Winter eine kleine Pause von Schnee und Eis wünscht, kann einen Luftsprung für 8 Tage nach Sotschi wagen (Foto ganz links: Dagomys zur Winterzeit). Mit dem Flugzeug wird die Stadt direkt angeflogen, und die Hotels Shemtschushina, Kawkas, Moskwa, Olympiskaja oder Dagomys bieten hervorragenden Komfort sowie die Möglichkeit, im Meerwasserbecken zu baden. 8-Tage-Reisen kosten zwischen 1100 und 1400 Mark.

Zwischen Herbst und Winter

Reiseziel	H*	Kategorie	Tage	B/F**	Preis ab M
Städtekurzreisen					
Moskau	H	I	6	F	920,–
Moskau–Krasnodar–Moskau	H	I	8	F	1280,–
Moskau–Susdal–Moskau	H	I	8	F	1125,–
Moskau–Iwanowo–Moskau	H	I	6	F	1020,–
Moskau–Jaroslawl–Moskau	H	I	7	F	1050,–
Riga–Moskau (Okt.)	H	I	8	B/F	900,–
Leningrad	H	I	6	F	875,–
Riga–Leningrad	H	I	9	B/F	945,–
Leningrad–Uljanowsk–Leningrad	H	I	8	F	1200,–
Kiew–Moskau u. umgekehrt	H	I	8	F bzw. B/F	1065,–
Kiew	H	I	6	F bzw. F/B	825,–
Brest–Minsk (Okt./Nov.)	H	I	6	B/F	750,–
Minsk–Moskau bzw. umgekehrt	H	I	7	F bzw. B/F	1000,–
Leningrad–Minsk bzw. umgek.	H	I	7	F bzw. B/F	1000,–
Leningrad–Moskau	H	I	8	F	1170,–
Leningrad–Kalinin–Moskau bzw. umgekehrt	H	I	9	F	1210,–
Städtereisen, europäischer Teil					
Leningrad–Vilnius–Minsk (Dez.)	H	I	12	F	1410,–
Leningrad–Vilnius–Minsk	H	I	9	F bzw. F/B	1100,–
Moskau–Susdal–Moskau–Leningrad bzw. umgekehrt	H	I	9	F	1230,–
Vilnius–Leningrad–Moskau	H	I	11	B/F	1165,–
Leningrad–Kiew–Moskau	H	I	9	F	1275,–
Moskau–Iwanowo–Moskau–Leningrad	H	I	9	F	1280,–
Kiew–Rostow/D.–Wolgograd–Moskau	H	I	10	F	1285,–
Moskau–Wolgograd–Leningrad	H	I	8	F	1200,–
Leningrad–Uljanowsk–Moskau bzw. umgekehrt	H	I	8	F bzw. B/F	1235,–
Moskau–Smolensk–Brest	H	I	9	F/B	1035,–
Kiew–Lwow–Tschernowzy–Kischinjow–Odessa–Kiew (Okt.)	H	I	13	B/F	1350,–
Kiew–Saporoshje–Charkow–Moskau (Okt./Nov.)	H	I	12	F	1450,–
Moskau–Charkow–Poltawa–Kiew bzw. umgekehrt (Okt.)	H	I	10	F bzw. F/B	1280,–
Kiew–Rostow/D.–Krasnodar–Moskau (Okt.)	H	I	9	F	1300,–
Kiew–Krasnodar–Rostow/D.–Moskau (Okt.)	H	I	11	F	1420,–
Kiew–Saporoshje–Charkow–Leningrad (Okt.)	H	I	13	F	1510,–
Kiew–Rostow/D.–Krasnodar–Kiew (Okt.)	H	I	11	F	1370,–
Moskau–Charkow–Leningrad (Okt.)	H	I	9	F	1270,–
Kiew–Rostow/D.–Krasnodar–Kischinjow–Moskau (Okt.)	H	I	13	F	1600,–
Leningrad–Krasnodar–Donezk–Kiew (Okt.)	H	I	11	F	1460,–
Kiew–Donezk–Krasnodar–Rostow/D.–Moskau (Okt.)	H	I	12	F	1450,–
Moskau–Tbilissi–Sewan–Jerewan–Baku–Leningrad	H	I	12	F	1685,–
Kiew–Tbilissi–Jerewan–Baku–Moskau	H	I	13	F	1675,–
Moskau–Tbilissi–Baku–Jerewan–Moskau bzw. umgekehrt	H	I	14	F	1765,–
Tbilissi–Telawi–Tbilissi–Baku–Jerewan	H	I	14	F	1800,–
Leningrad–Jerewan–Tbilissi–Baku–Kiew	H	I	10	F	1525,–
Moskau–Jerewan–Baku–Moskau (Okt.)	H	I	8	F	1400,–
Moskau–Pjatigorsk–Ordshonikidse–Tbilissi–Telawi–Sewan–Jerewan–Kiew (Okt.)	H	I	16	F	1825,–
Moskau–Mineralnyje Wody–Naltschik–Ordshonikidse–Telawi–Jerewan–Tbilissi (Okt.)	H	I	14	F	1860,–
Leningrad–Baku–Scheki–Telawi–Tbilissi–Moskau	H	I	14	F	1800,–
Tbilissi–Telawi–Ordshonikidse–Pjatigorsk–Leningrad (Okt.)	H	I	10	F	1500,–

* H = Hotel, ** B/F: B = Bahn, F = Flug



Leningrad im Winter. An der Uferstraße der dick gefrorenen Newa verharren die Schiffe im Winterschlaf. Wer sich nach einem Spaziergang vom kalten Nordwind erholen will, sollte sich auf ein lebendes Schiff begeben. Mytnikowskaja Nabereshnaja Nummer 3 ist die Adresse des Restaurants „Kronwerk". Dabei darf man jedoch nicht an den Häuserwänden suchen, das Restaurant ist ein altes Segelschiff.

Städereisen, asiatischer Teil					
Moskau–Alma-Ata–Dshambul–Tschimkent–Taschkent (Okt./Nov.)	H	I	12	F	1925,–
Taschkent–Buchara–Taschkent–Alma-Ata–Duschanbe–Moskau (Okt./Nov.)	H	I	11	F	1880,–
Taschkent–Tschimkent–Dshambul–Alma-Ata–Frunse–Moskau (Okt./Nov.)	H	I	12	F	1945,–
Moskau–Frunse–Alma-Ata–Duschanbe–Taschkent (Okt./Nov.)	H	I	11	F	1945,–
Moskau–Duschanbe–Fergana–Taschkent–Aschchabad–Moskau (Okt./Nov.)	H	I	13	F	1970,–
Taschkent–Schachrisabs–Samarkand(Transit)–Buchara–Taschkent–Aschchabad–Moskau (Okt./Nov.)	H	I	11	F	1880,–
Taschkent–Urgentsch–Buchara–Taschkent–Duschanbe–Frunse–Alma-Ata–Moskau (Okt./Nov.)	H	I	13	F	2125,–
Moskau–Taschkent–Duschanbe–Frunse–Alma-Ata–Moskau (Okt./Nov.)	H	I	16	F	2175,–
Moskau–Duschanbe–Samarkand(Transit)–Pendshikent–Samarkand(Transit)–Taschkent	H	I	11	F	1760,–
Taschkent–Duschanbe–Alma-Ata–Taschkent–Samarkand (Transit)–Pendshikent–Samarkand(Transit)–Moskau	H	I	12	F	2015,–
Moskau–Abakan–Nowosibirsk–Irkutsk–Bratsk–Moskau (Okt.)	H	I	14	F	2115,–
Moskau–Chabarowsk–Irkutsk/Listwanka–Bratsk–Moskau (Okt.)	H	I	15	F	2345,–
Erholungsreisen					
Jalta (Nov./Dez.)	H	I/Erh.	8	F	985,–
Jalta (Okt.)	H	I/Erh.	13	F	1400,–
Sotschi/Zentrum (Okt.)	H	I/Erh.	8	F	1200,–
Sotschi/Zentrum (Okt.)	H	I/Erh.	15	F	1160,–
Sotschi/Zentrum (Okt.)	H	I/Erh.	15	F	1530,–
Sotschi/Zentrum (Okt./Nov.)	H	I/Erh.	8	F	1160,–
Sotschi/Dagomys (Okt.)	H	I/Erh.	8	F	1250,–
Sotschi/Dagomys (Okt.)	H	I/Erh.	8	F	1250,–
Sotschi/Dagomys (Nov./Dez.)	H	I/Erh.	8	F	1100,–
Sotschi/Dagomys	H	de Luxe/Erh.	8	F	1400,–
Sotschi/Dagomys	H	I/Erh.	8	F	1100,–

Fotos: D. Steinberg, D. Christel, V. Billeb, L. Willmann; Redaktion: Hajo Obuchoff

WIE SICHER IST DER FRIEDEN?

Dr. Richard Ruquist sorgte in Washington für Aufregung. Fünfundzwanzig Jahre forschte er als Physiker an Raketenwaffen, zuletzt für die Firma Sparta an SDI-Projekten. Im Juni 1987 stellte er sich der Presse mit dem Eingeständnis, daß das Programm namens Strategische Verteidigungsinitiative nie in dem Sinne funktionieren werde, wie seine Verfechter vorgeben. Viel wahrscheinlicher sei, „daß es wegen seiner destabilisierenden Wirkung einen Krieg provoziert, als daß es ihn verhindert". Mit dieser Aussage befindet er sich im Einvernehmen mit dem Computerfachmann David Parnas und dem Röntgenlaserexperten Dr. Peter Hagelstein, die schon kurz vor ihm aus ihrer Mitarbeit an SDI ausschieden. Dr. Ruquist steht nun in einer Reihe mit fast 9000 Naturwissenschaftlern, darunter fünfzehn Nobelpreisträger, die sich dem Sternenkrieg-Programm versagt haben. Nun hört man selbst aus dem höchsten Militärgremium, dem Vereinigten Generalstab, von der „zweifelhaften Wirksamkeit" dieses Programms, das keinesfalls weniger, wie angekündigt, sondern weitaus mehr strategische Waffen im Gefolge haben wird.

Die SDI-Befürworter reagierten gereizt, denn nicht nur das Ausscheiden fähiger Wissenschaftler, sondern vor allem ihre Argumente machen ihnen zu schaffen. Erst kürzlich erläuterte der Kernphysiker und SDI-Verfechter Edward Teller im BRD-Fernsehen die regierungsamtlichen Argumente für SDI. Die Quintessenz seiner Aussage lautete: Die USA kreieren heute eine Superwaffe, die eigentlich keine mehr ist, denn sie wende sich gegen Waffen und nicht gegen Menschen, sie sei eine „Gegenwaffe".

Teller bewegte sich auf einer unseligen Traditionslinie, auf die vor Jahren schon Jerome Wiesner, unter Kennedy und Johnson wissenschaftlicher Berater, hinwies: „Ich bin am Ende überzeugt, daß die Vereinigten Staaten eine Vogelscheuche bekämpfen. Das bedeutet nicht, daß die Sowjets keine Waffen besitzen, sondern daß wir im großen und ganzen mit uns selbst wettrüsten. Wenn wir eine Waffe erfinden, ist das in unseren Augen immer eine Gegenwaffe, und dann müssen wir diese Waffe schützen, weil die Russen das gebaut haben könnten, was wir bereits erfunden haben. Wir sind die eigentlichen Schrittmacher, und das schon seit 30 Jahren."

Als im März 1983 das SDI-Programm vom Präsidenten euphorisch verkündet wurde, glaubte die US-Regierung, einigen Problemen Rechnung getragen zu haben. So dem Umstand, daß die Öffentlichkeit den Sinn einer Hochrüstung immer mehr in Zweifel zog, da sie nach Aussagen aller Experten keine einzige anwendbare Verteidigungsstrategie hervorbrachte, sondern nur noch die zunehmende Gefahr eines Krieges.

Um den Monopolen die Rüstung zu retten und sie aus den Negativschlagzeilen zu bringen, glaubten die Waffenprofiteure den Dreh gefunden zu haben, den neuen Waffen einen positiven Akzent abzugewinnen. Mit der Darlegung, daß ein „Schutz- und Friedensschild", die „absolute Gegenwaffe", anfliegende Raketen abwehren und die USA unantastbar machen würde, wollte die Regierung die „Angstbewegung", wie sie die Friedensbewegung nannte, und die wachsende Fachkritik stoppen. Der Glaube jedoch, jeder Amerikaner müsse nun der Vision von einem unverwundbaren Amerika begeistert zustimmen, war auf Sand gebaut. Es trat ein, womit die Regierung in dieser Wucht und Massivität nie gerechnet hatte. Den schon bekannten Gegnern des Wettrüstens wie George F. Kennan, Gerard Smith, Cyrus Vance und anderen traten Männer zur Seite, die bisher geschwiegen oder sich nur zögernd geäußert hatten. Sechs ehemalige Pentagonchefs, hohe und höchste Exbeamte und Militärs, prominente Wissenschaftler und Politiker stärkten diese Front. Der amtierende Pentagonchef Weinberger beklagte die „Uneinsichtigkeit" dieser Leute, die von einem „Friedensschild" nicht zu überzeugen waren.

Die Argumente der SDI-Gegner sind bekannt: Sie verwiesen auf die Unmöglichkeit einer totalen Verteidigung; bewiesen, daß schon die Detonation von nur einem Prozent der weltweit gelagerten Atomsprengköpfe den Tod der Erde durch einen nuklearen Winter zur Folge hätte; warnten vor einem neuen Rüstungswettlauf und vor der ökonomischen Ausblutung, die dem Lande nicht ein Quentchen Sicherheit, dafür aber unübersehbare Gefahren bringen würde.

Einige der Kritiker verwiesen auf einen ganz besonderen Aspekt, der hinter der SDI-Vision steckt: nämlich die falsche Vorstellung, daß der Mensch sich technisch in die Lage versetzt habe, Kriege bis zur Selbstvernichtung zu führen und folglich auch den Weg finden muß, durch technische Mittel aus diesem Dilemma herauszukommen. Tellers vehementes Einstehen für SDI verriet nicht nur persönliche Kränkung, daß man ihm, einem Fachmann, mißtraue, sondern auch die Entschlossenheit, den Rüstungsproduzenten friedenssichernde und keineswegs profitorientierte Absichten zu bescheinigen. Daß militärtechnische Wunderwaffen den Frieden erhalten sollen, ist wohl die schlimmste aller Demagogien.

Der Politologe William Kincade stellte fest, daß die Haltung, „Technik an die Stelle von Strategie und technische Visionen an die Stelle von Politik zu setzen", die USA seit langem auszeichnen. „‚Star Wars' steht in dieser Tradition." George F. Kennan ging noch weiter, als er diese verhängnisvolle Tradition, Waffen friedensstiftende Funktionen anzudichten, als nationalistische Arroganz bezeichnete. Durch angeblich bessere Technik den Gegner niederzuhalten und totzurüsten, was den Rüstungsenthusiasten als eine Art „Friede" gilt, bezeichnete er als „exorbitante Träume und Sehnsüchte" nach Weltherrschaft. SDI zeigt so deutlich wie nie zuvor, in welcher Denkvorstellung die USA sich bewegen. Kennan prangert das SDI-Programm als den jüngsten Versuch an, militärische Vormacht zu erringen, und als neueste Methode, dem traditionellen antikommunistischen Sendungsbewußtsein Nachdruck zu verleihen. SDI zum Friedensschild zu erheben, schließt ein, daß man die Menschen bewußt im unklaren läßt, welche Gefahren dem Frieden durch die kosmische Kriegsstrategie drohen.

Der Generalsekretär des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, äußerte sich auf dem internationalen Friedensforum in Moskau: „Je mehr Kernwaffen es gibt, desto geringer sind die Chancen, sie im Zaum zu halten. Die Ausbreitung dieser Waffen, die zunehmende Kompliziertheit der mit ihnen zusammenhängenden Systeme, die wachsenden Transportmaßstäbe, die ständige Möglichkeit technischer Pannen und menschlichen Versagens oder böswilliger Absichten – dies alles zusammengenommen bildet einen riesigen Komplex von Zufällen, von denen Sein oder Nichtsein der Menschheit abhängt." Das ist auch der Grund, warum eine zunehmende Zahl von Abgeordneten im US-Kongreß von SDI Abstand nehmen. Der einflußreiche Senator Joseph Biden betonte, daß mit einer Realisierung von SDI „wir das Schicksal des gesamten Planeten von einem möglichen Computerfehler abhängig" machen. In mehr als 300 Kirchen aller 50 Bundesstaaten wurden Predigten verlesen, in denen SDI als „falscher Gott einer falschen Sicherheit" abgelehnt wird.

Der anfänglich genannte Dr. Ruquist nannte die Alternative zur gefährlichen technischen Friedenssicherung: kluge Diplomatie. Denn je mehr die Kriegstechnik voranschreitet, desto geringer wird die politische Entscheidungsfähigkeit, weil den technischen Bereich der sogenannten Friedenssicherung Computersysteme übernehmen, deren Vermögen, blitzschnell auch fehlerhafte Entscheidungen zu treffen, jede politische Reaktion ausschließt.

„Reykjavik rief eine dermaßen starke Reaktion überall in der Welt hervor, weil wir an das Problem der Reduzierung der nuklearen Arsenale konzeptionell ganz neuartig herangingen – als ein politisches und psychologisches Problem", sagte Michail Gorbatschow auf dem Friedensforum. Das Denken darf nicht in der Vorzeit stecken bleiben, als das Überleben der Menschheit noch nicht in Frage stand; es muß sich dem Heute stellen und erkennen, daß nur neuartige politische und moralische Entscheidungen die Menschheit retten. Die Vorstellungen des Pentagon, einige SDI-Komponenten sehr bald zu installieren, zeigen, daß diesem neuen Denken noch eine große Feindseligkeit entgegensteht.

Hans Bergmann

Bei unserer ‚Mantis' lauert hinter jener Stellung, die bei einem Menschen Andacht bedeuten kann, nur Tücke und Verrat … Das unglückliche Schlachtopfer ist zwischen den Stacheln eines der Fangarme eingeklemmt, der zweite greift zu und verdoppelt die Haft, so daß ein Entrinnen unmöglich wird. Durch Einziehen der Arme wird der Raub nun den Freßzangen zugeführt …
aus „Brehms Tierleben"

Drama im Grünen

Es ist eine Geduldsprobe... Die Kamera schußbereit (Zusatz: Zwischenringe und Elektronenblitz), hocke ich abseits der Landstraße unter der sengenden Sonne Südbulgariens vor einem ausgedörrten Wiesenstück. In meinem Visier ein reichlich streichholzlanges Insekt – eine Gottesanbeterin (Mantis religiosa L.). Reglos, die starken Vordergliedmaßen „betend" unter der Brust gefaltet, verharrt die Fangschrecke in dem gelbgrünen Dschungel. Schon mehrmals kamen Grillen und Käfer ihr ganz nahe; der – wie es scheint – allseitig drehbare Kopf der Räuberin folgte jeder Bewegung, doch der Angriff unterblieb. Ich bin in Schweiß gebadet, die Schrecke ist dabei, den Wettbewerb der Geduld zu gewinnen. Sie kann warten. Die Lauerstellung ist ihre typische Jagdmethode.

Da – plötzlich schnellen die Fangbeine vor, ein Heuhüpfer ist in Reichweite geraten und wird, noch lebend, verzehrt. Der enormen Gefräßigkeit der Fangschrecken fallen bei der Fortpflanzung nicht wenige Männchen zum Opfer. Selbst der vorsichtigste Annäherungsversuch bringt den Freier in Gefahr, nach der Paarung, sogar schon während des Begattungsaktes von der Auserwählten gefressen zu werden. Dennoch ist an Aussterben nicht zu denken; erste Formen der Fangschrecken existierten schon im Tertiär, inzwischen gibt es, vorwiegend in tropischen und subtropischen Gebieten, etwa 2000 verschiedene Arten.

Raubgier und unerschöpflicher Appetit sind schon im frühen Larvenstadium ausgeprägt. Der aus einem Eipaket geschlüpfte Nachwuchs zerstreut sich sofort nach allen Seiten; instinktiv flüchtet er vor den kannibalischen Gelüsten der Geschwister. Die winzigen Jungschrecken, die bereits mit dem kompletten Fangapparat ausgestattet sind, müssen sich mehrere Male „häuten" (den zu eng gewordenen Panzer aus Chitin abstreifen), bis schließlich das geflügelte, fortpflanzungsfähige Vollinsekt entsteht.

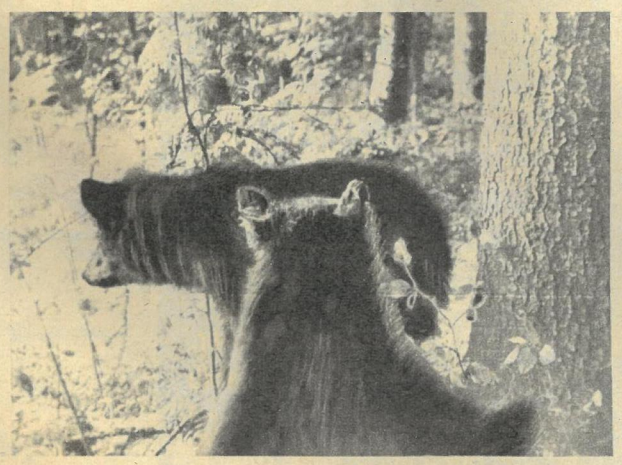
Werner Fiedler (Text und Fotos)

Valentin Pashetnow:

Ich war eine Bärenmutter

Doktor Pashetnow ist Mitarbeiter des Zentralen Staatlichen Biosphären-Naturschutzgebietes zwischen Kursk und Lipezk; als Biologe, den vor allem das Leben der Braunbären beschäftigt, wagte er sich an ein bisher einmaliges Experiment: Mit drei Bärenkindern verbrachte er zwei Jahre in freier Natur.

Die Sache hatte lange vorher in meinen Gedanken eine Rolle gespielt, dann aber begann sie völlig unplanmäßig... Eine ganze Weile schon strich ich um ein bewohntes Bärenlager herum und hatte das Pech, durch eine Ungeschicklichkeit das Muttertier zu verscheuchen. Bei der noch recht jungen Bärin waren wohl die Pflegetriebe schwach entwickelt, so ließ sie ihren Nachwuchs im Stich. Etwa 100 000 Braunbären gibt es in unseren Wäldern, und jährlich „verwaisen" etwa 2000 Exemplare im Säuglingsalter. Schlecht sind ihre Aussichten. Zunächst als verspielter Hausgefährte – oft unter unzureichenden Bedingungen – gehalten, wird



der Jungbär mit wachsender Körperstärke aggressiv und gefährlich. Keiner will ihn noch haben. Eine Kugel ist das Ende.

Unsere Idee bestand darin, mutterlose Bären an das selbständige Dasein im Walde zu gewöhnen. Kurz entschlossen holte ich die Bärenbabys aus dem Loch; es waren drei, kaum älter als ein Vierteljahr, jedes etwa 2,5 Kilogramm schwer. Jascha, Toscha und Katja bezogen mit mir das schnell aufgestellte Zelt, serviert wurde Kuhmilch, in reichlichen Mengen aus der Flasche.

Nach einer Woche waren meine Bärenkinder nicht länger zwischen den Tuchwänden zu halten. Sie strebten ins Freie und scherten sich keinen Pfifferling mehr um mich, ihre „Mutter". Eifrig wühlten sie in morschen Baumstümpfen, fetzten die Rinde ab, um laut schmatzend delikate Insektenlarven zu verzehren. Als sich das erste Grün zeigte, kürzte ich die Milchration. Ohne ein Zeichen von Verlegenheit gingen die Bärchen zu Pflanzenkost über – „eßbar" und „nicht eßbar" zu unterscheiden, machte ihnen überhaupt keine Mühe.

Bei ihren frühen Ausflügen verhielten sich die kleinen Mischkas völlig arglos, Angst vor einem anderen Wesen – und war es noch so groß – kannten sie nicht. Die Erfahrung erst machte aus furchtlosen Raufbolden scheue Waldbewohner, die beim geringsten verdächtigen Geräusch in den Zweigen des nächsten Baumes verschwanden und lange nicht zum Herabsteigen zu bewegen waren. Da half kein „Locken".

Unter Kollegen verbreitete sich das Gerücht, ich hätte in einer Bärenhöhle überwintert – doch bei aller Experimentierfreude, das winterfeste Zelt war mir lieber. Im November, als eine erste Schneedecke lag, ließ ich mich darin nieder. Meine Bärchen waren fröhlich, sie stromerten durch den Wald, badeten in eisbedeckten Pfützen. Mit strengerem Frost versuchten sie dann, sich bei mir zum Überwintern einzurichten, und wirkten ziemlich ratlos, als sie diesen Eingang versperrt fanden. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und baute ihnen eine eigene Höhle. Die aber war nicht nach ihrem Geschmack.

Tagelang belagerten die Drillinge das Zelt und lauschten angestrengt auf einen Laut der „Mama"... Ich tat alles, um mich schlafend zu stellen – mit dem Erfolg, daß die kleinen Bären nun selber ans Werk gingen. Das taten sie ganz „bärenprofessionell", obwohl ihnen jede Anleitung zum Ausgraben eines Lagers fehlte. Für mich ein Beweis, daß die Tiere von einer gewissen Altersstufe ab durchaus für sich selbst sorgen können.

Mein Trio kam durch den Winter, und dann gingen wir wieder auf Wanderschaft. Ich wurde in jenem zweiten Jahr noch stärker gefordert. Buchstäblich jede Bewegung der Bären war zeitlich exakt aufzuzeichnen (wobei ich vier Stoppuhren „verbrauchte"). Es zeigte sich, daß ein Jungbär täglich etwa einen Kilometer von Baum zu Baum kletternd zurücklegt; viel Zeit zum Schlafen blieb mir nicht, nachts mußten die Beobachtungen des Tages ausgewertet werden.

Das Essen teilte ich scheinbar mit meinen Adoptivkindern, indem ich stichprobenweise von ihrer Pflanzennahrung kostete. Erst wenn sie schliefen, konnte ich mir etwas von den Vorräten zu Gemüte führen, die meine Frau alle vierzehn Tage auffrischte. Im zweiten Jahr gönnte ich mir hin und wieder eine Suppe, zuvor hatte es nur kalte Kost gegeben... So habe ich einige Kilo Körpergewicht verloren, aber die Überzeugung gewonnen, daß man in einem speziellen Schutzgebiet für Braunbären verwaisten Jungtieren gute Daseinschancen bieten kann. Jeweils ein Betreuer könnte nach meinen Erfahrungen gleichzeitig sechs bis sieben Schützlinge auf den „Weg ins Leben" bringen.

Text nach „Moskowskije Nowosti", Fotos: „Iswestija"

Ein Double drückt die Daumen:

Mir geht's gut

FREIE WELT berichtet aus den sowjetischen Raumflugzentren von der Kosmos-Mission UdSSR–Syrien

Gemeinsam zündeten sie die Signalfackeln an, als sie die Rückkehr aus dem All probten. Landung auf einem kasachischen See oder in der Steppe. Gemeinsam saßen sie auf der Schulbank im Sternenstädtchen, lernten Russisch und büffelten höhere Mathematik der Raumfahrt. Gemeinsam legten sie das Kosmonauten-Examen ab, beide mit der Höchstnote Fünf „Ausgezeichnet". Gemeinsam flogen sie zum Kosmodrom Baikonur. Aber nur einer der beiden flog jetzt von dort ins All. Nur einer von ihnen erlebte in den letzten Julitagen die Schwerelosigkeitstaufe zum richtigen Kosmonauten. Muhammed Achmed Faris, der erste syrische Raumfahrer. Sein Freund Munir Habib Habib winkte an der Startrampe und blieb als Double zurück. Faris ging zusammen mit seinen Besatzungskollegen Alexander Viktorenko und Alexander Alexandrow an Bord von Mir (Bild links unten. Von links nach rechts: Kommandant Viktorenko, Forschungskosmonaut Faris, Bordingenieur Alexandrow). Mit Habib warteten Anatoli Solowjow und Viktor Sawinych als Double-Besatzung ungeduldig auf die Rückkehr der ersten Mannschaft UdSSR–Syrien (Bild rechts unten. Von links nach rechts: Forschungskosmonaut Habib, Kommandant Solowjow, Frankreichs Raumfahrer Jean-Loup Chretien, der im nächsten Jahr zu Mir starten wird, Bordingenieur Sawinych).

Ein Beitrag von
Karl-Heinz Eyermann

Mir-Emblem der Stammbesatzungen

Emblem der gemeinsamen Besatzung UdSSR–Syrien

Emblem der sowjetischen Crew-Mitglieder

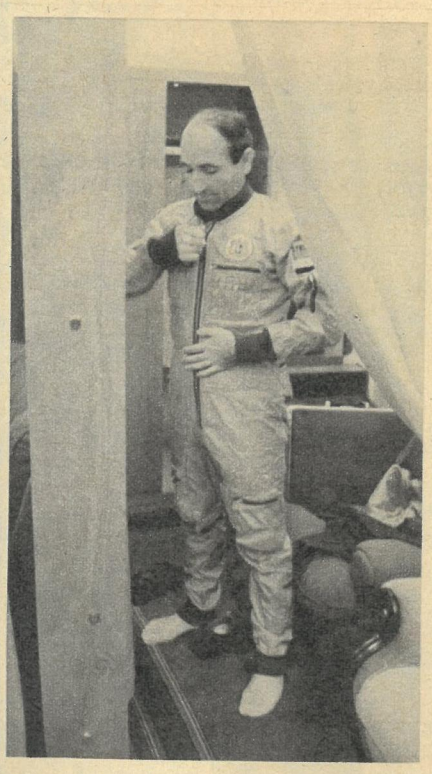
Syrisches Staatswappen

Syrische Staatsflagge

Nun steht er zum zweiten Mal an der Sojus-Raketenrampe von Baikonur, Munir Habib Habib. Am frühen Morgen des 22. Juli 1987. Morgens um halb fünf, zwei Stunden vor dem Start. Und zurück winkt Muhammed Achmed Faris von der Treppe zum Lift, der ihn fast fünfzig Meter nach oben zum Raumschiff Sojus-TM- 3 in der Raketenspitze bringt.

Vor fünfeinhalb Monaten, an einem sehr frostigen Wintertag im Februar, stand Habib an derselben Stelle und winkte. Und neben ihm winkte Faris. Beide grüßten zwei sowjetische Kosmonauten auf der Lifttreppe. Juri Romanenko und Alexander Lawejkin, die mit ihrem

Träume von Mir: Munir Habib Habib zieht den Bordanzug für das Simulatortraining an. Folgt für ihn vielleicht später die Umkleidezeremonie Skaphander-Bordanzug im Orbit?



Raumschiff Sojus-TM-2 zu Mir fliegen wollten, um auch für die sowjetisch-syrische Crew Quartier im Orbit zu machen.

Juri Romanenko rief den beiden in Pelzen und Tschapkas vermummten arabischen Kosmos-Kandidaten zu: „Ich hatte stets Glück mit meinen Partnern." Faris antwortete mit seinem grammatikalisch einwandfreien Akzent-Russisch: „Jura und Sascha, wir wünschen euch einen guten Flug und eine gute Kopplung." Habib fügte hinzu: „Auf Wiedersehen in der Mir-Station und dann wieder auf der Erde."

Vor einhundertsiebenundsechzig Tagen war das für Habib Hoffnung, im Sommer selbst auf dem Podest des Startturms zu stehen. Wiedersehen in Mir. Nun nur ein Wiedersehen auf der Erde. Jetzt ist es zur Gewißheit geworden. Raumfahrer-Los. Des einen Kosmonauten Freud, des anderen Kosmonauten Leid? Sicher ein bitterer Augenblick, der vielleicht mehr Courage verlangt als im Raumschiff Mir entgegenzufliegen. Fachleute, besonders die Psychologen sagen, erst das Double macht den Kosmonauten. Faris weiß, die glückliche Stunde, der Erfolg des einen, wäre ohne die Arbeit, die Leistung des anderen nicht möglich. Double sein ist die Bürde des Raumfahrers, die alle sowjetischen Piloten, Ingenieure und Wissenschaftler zuerst in ihrer Kosmonauten-Karriere tragen mußten. Bis auf Juri Gagarin, dem ersten Menschen, der unsere Erde umkreiste. Dafür wurde dem „Kolumbus des Kosmos" sechs Jahre nach seiner Pioniertat die Rolle des Reservekommandanten aufgebürdet. Damals, als das erste Testraumschiff der Sojus-Serie, mit dessen neuester Version Faris nun zu Mir flog, erprobt wurde und Wladimir Komarow, den Gagarin doubelte, bei der Landung ums Leben kam. Was denkt ein Double – eigentlich ist der Ausdruck falsch, aber er hat sich ohne Abwertung eines leistungsgleichen Partners durchgesetzt –, was denkt ein Double, wenn er an der Rampe steht? Wir fragen Munir Habib Habib. Er entgegnet beherrscht: „Ich wünsche Muhammed, daß alles gelingt, was wir gemeinsam vorbereitet haben." Und er fügt hinzu: „Es geht nicht um einen einzelnen Raumfahrer. Es geht um den Erfolg einer Mission, um gute Resultate für unsere Wissenschaft und Technik."

Es geht tatsächlich um mehr als um Namen und Ruhm. Sechs medizinische Versuchsserien müssen in ein paar Tagen Schwerelosigkeit durchgeführt werden. Dazu mehrere technologische Experimente, um neue Werkstoffe unter kosmischen Bedingungen zu erzeugen: hochwertige Halbleiter-Kristalle und synthetische Materialien für Zahnprothesen und Zahn-Schutzüberzüge. Vor allem aber wird nun das Territorium der Syrischen Arabischen Republik aus kosmischer Perspektive erforscht, mit den Kameras des Mir-Komplexes fotografiert. Ziel dieser Fernerkundung von Faris' und Habibs Heimat ist eine Generalinventur des Bodens, der Rohstoffquellen und der für die Landwirtschaft nutzbaren Flächen sowie ein präzises Kartographieren des Landes nach der Computerauswertung von Weltall-Fotos. Der Name, der für das Hauptexperiment, für die kosmische Distanzdiagnose Syriens gewählt wurde, ist vielsagend: „Euphrat". Dem vorderasiatischen Fluß, der Fruchtbarkeit ins Land bringt, soll nun eine Flut kosmischer Daten und Forschungsergebnisse folgen, um neben der Landwirtschaft auch die Industrie und das Verkehrswesen ertragreicher zu machen. Das meint Habib mit seiner Antwort und erweitert seine Aussage auch auf die persönliche Sphäre. „Mir geht's gut, wenn sich Muhammed im Orbit wohl fühlt. Wenn er unser Programm erfüllt, dann arbeitet er auch für mich."

Das ist das Recht des Doubles. Habibs Gedanken gehen aber auch in die Zukunft. Wird der erste sowjetisch-syrische Raumflug mit einer effektiven Erkenntnisernte und mit einer ausgezeichneten Auswertung der Experimente in den Labors und Instituten beider Partnerländer abgeschlossen, dann würde er der erste bei der zweiten Weltall-Mission UdSSR–Syrien sein.

Bevor Habibs Freund Faris Mir entgegenflog, konnte FREIE WELT über das Flugleitzentrum bei Moskau mit den kosmischen Gastgebern des syrischen Raumfahrers über Tele-Funk sprechen. Frage: „Juri Romanenko, sie empfingen vor einem Jahrzehnt als Kommandant von Salut-6 die erste Interkosmos-Besatzung in einer sowjetischen Station. Welche Gefühle bewegen Sie nun in Mir vor der Ankunft von Sojus-TM-3?"

Der Mann, der inzwischen seinen dritten Raumflug schon auf rekordverdächtige Länge ausdehnt und inzwischen insgesamt neun Monate auf seinem persönlichen Schwerelosigkeitskonto verbucht, entgegnet ohne einen Moment des Überlegens: „Schließlich heißt unsere neue Station Mir, Frieden. Und da gehören einfach internationale Besatzungen hin. Für die Experimente der sowjetisch-syrischen Mannschaft haben wir alles gründlich vorbereitet, damit Muhammed mit vollen Händen zurückkehren kann."

Munir Habib Habib wird aufmerksam Muhammed Faris' Landefracht begutachten und sich alles bis zur letzten Kleinigkeit erzählen lassen. Wie sagte doch das Double? Mir geht's gut. Und Mir, der Orbitalstation geht es jetzt besonders gut. Der internationale kosmische Pendelverkehr Kosmodrom-Mir ist eröffnet. Auf der Route Baikonur–Frieden.

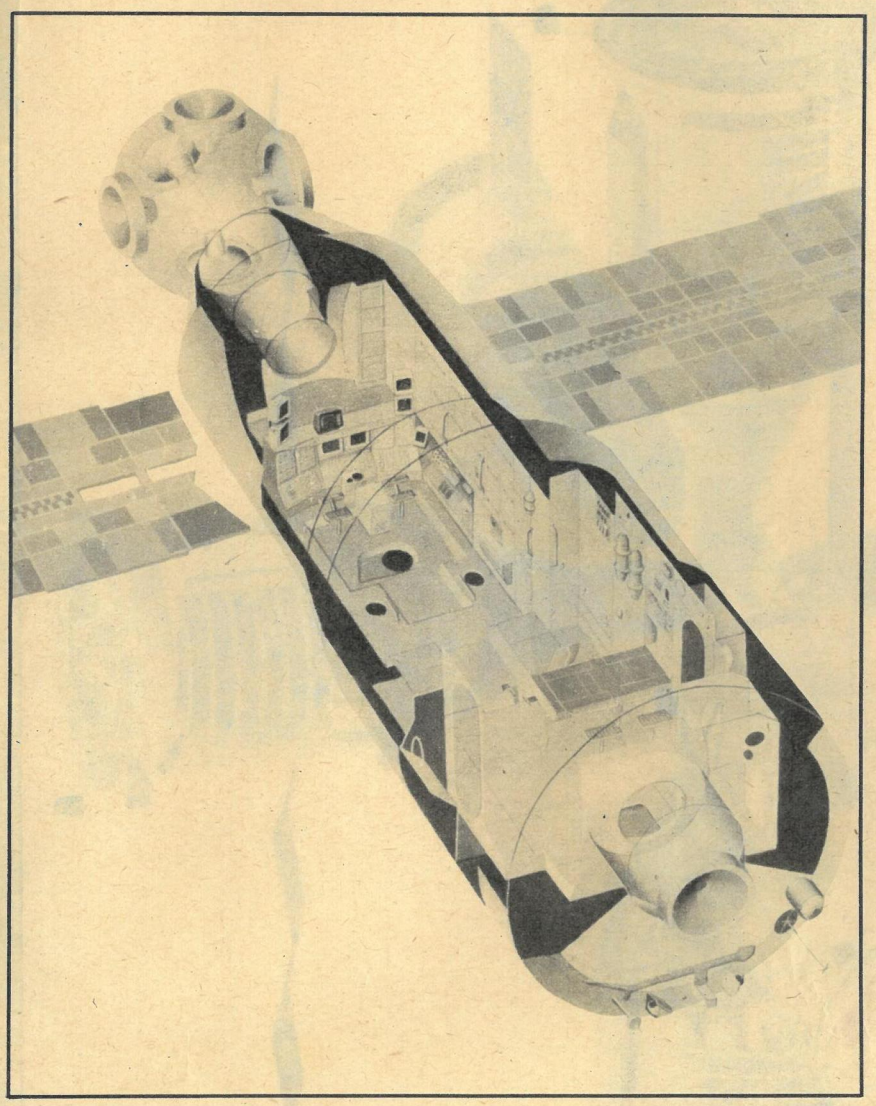
Wir danken der Informationsabteilung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR, der Presseagentur Nowosti (APN) und der Bildagentur TASS-Fotochronika für ihre Unterstützung.

Fotos: TASS; A. Paszkowiak und V. Billeb.

FREIE WELT spricht mit Mir. Juri Romanenko antwortet: „Wir haben ein gastfreundliches Haus im All. Wir empfangen jeden, der mit uns für eine nützliche Sache arbeitet."

Von Wostok zu Mir – Rücktitelserie (Schluß)

„Brot und Salz an Bord“



Über einundzwanzig Tonnen schwer: Orbitalblock Mir, der über sechs Andockstellen verfügt, über fünf am Bug und über eine am Heck. Die Gesamtlänge dieses Zentralblockes, der sich in vier Hauptgruppen gliedert, beträgt 13,13 Meter. Größter Durchmesser 4,2 Meter. Erste Baugruppe: die kugelförmige Übergangs-Bugsektion mit fünf Kopplungsaggregaten (Länge: 2,84 m; Durchmesser: 2,2 m). Zweite Baugruppe: die Arbeits- und Wohnsektion (Länge: 7,67 m; Durchmesser: 4,2 m). Dritte Baugruppe: die in die vierte und letzte Sektion installierte Übergangskammer zum Heckkopplungsteil (Länge: 1,67 m; Durchmesser 2,0 m). Vierte Baugruppe: die Aggregatesektion mit Triebwerksystem und Heck-Andockstelle (Länge: 2,26 m; Durchmesser: 4,15 m).

Raumfahrt hat ihr Ritual, ihr Zeremoniell. Wer zum ersten Mal mit sowjetischen Raumschiffen die Erde umkreist, pflanzt nach der Rückkehr ein Bäumchen in den braunen Steppenboden von Baikonur. Über vier Dutzend, über fünfundzwanzig Jahre alte und drei Jahre junge, reihen sich schon zu einer Allee, in der jetzt zwei Setzlinge von Raumfahrer Nr. 201 und Raumfahrer Nr. 202, von Alexander Viktorenko und Muhammed Achmed Faris eingegraben werden.

Eine Woche vor der Uns-wachsen-die-Bäume-in-den-Himmel-Geste erlebten beide als sechzehnte Crew eine Begrüßungsszene im Orbit, die es bis vor einem Jahrzehnt nur auf der Erde gab. Mir-Kommandant Juri Romanenko hatte ihnen schon vor dem Andocken ihres Raumschiffes Sojus-TM-3 per Funk signalisiert: „Wir haben Brot und Salz an Bord.“ Und so wurden beide Kosmos-Neulinge nach russischer Sitte als erste Gäste in Mir empfangen. Nach einer jahrhundertealten Tradition, die mit Salut-6 auch in den Orbit kam, als Besuchsmannschaften, darunter die Interkosmonauten der sozialistischen Länder zur Wissenschaftsvisite an Bord der Orbitalstationen gingen.

Die in kleinen Zellophan-Beuteln abgepackten Willkommens-Portionen gehören nicht zur auf über siebzig Gerichte angewachsenen Mir-Speisekarte, die den Übergang zu sechs Alltags-Mahlzeiten ermöglichte. Abwechslungsreiche Kost mit dreitausendeinhundert Kilokalorien, denn der Aufenthalt in der Schwerelosigkeit ist Schwerarbeit. In Mir ganz besonders, denn mit dem Komfort stieg auch das zu absolvierende Tagespensum. Eine drei- bis viermal höhere Experimentierquote bietet der neue Orbitalkomplex im Vergleich zu den früheren Salut-Stationen. Zehn bis zwanzig Tonnen schwere „Anbauten“, zu Speziallabors ausstaffiert wie der zur Zeit angedockte Astrophysik-Modul Quant, erweitern das Forschungsfeld von Mir, dessen zentraler Block hauptsächlich als Steuerzentrale und als Wohnsphäre eingerichtet ist. Sieben Computersysteme befreien die Kosmonauten von aufwendigen Routineaufgaben. Zum guten Bordklima tragen neben der Luftaufbereitungsanlage Individualkojen mit Schlafsäcken, eine bequeme Eßecke, eine faltbare Dusche, Waschnischen, ein raffiniert funktionierendes WC-Separée sowie ein „Fitness-Zentrum“ mit im Fußboden versenkbarem Laufband und Veloergometer bei.

Inventar, das auf eine lange Flugdauer schließen läßt. Für den Mir-Komplex selbst, der bis in die Mitte der neunziger Jahre die Erde umkreisen könnte. Und für die Stammbesatzungen, von denen einige sicher ein ganzes Jahr „oben“ bleiben werden. Juri Romanenko und Alexander Lawejkin (der aus prophylaktischen medizinischen Gründen jetzt seine Rolle mit Bordingenieur Alexandrow tauscht und zur Erde zurückkehrt) waren bereits fünfeinhalb Monate im Orbit, als sie den ersten syrischen Kosmonauten mit Brot und Salz empfingen.

Unsere Preisfrage:

Aus welchen beiden Ländern kommen die Raumfahrer, die sich jetzt im Sternenstädtchen auf einen zweiten Flug gemeinsam mit sowjetischen Kosmonauten vorbereiten?

Ihre Antwort auf Postkarte schicken Sie bis 12. August 1987 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung und Preisträger in Heft 18/87.

So war es richtig in Heft 14/86: Das Hauptgerät aus unserer Republik, das in die Orbitalkomplexe Salut-6 und Salut-7 eingebaut wurde, war die Jenaer Multispektralkamera MKF 6 M. Es gewannen: 100 M – Evamaria Dosdall, Magdeburg; 75 M – Siegfried Braune, Weimar; 50 M – Andi Wüstner, Langenbach; Franke, Fraureuth; Lieselotte Barsch, Riesa.

Im nächsten Heft:

Schatzgräber im Kusbass

FREIE WELT-Reporter fuhren mit Brigadier Starunow in die Kohlengrube „Kapitalnaja“ ein und erkundeten, wie man in der Bergarbeiterstadt Osinniki lebt und denkt.

Foto: D. Christel

Guten Tag, Eisbär!

Der sowjetische Expeditionsfotograf Lew Wejsman besuchte die – wieder dicht belegten – Bärenkinderstuben des Naturschutzgebietes Wrangelinsel. In Bild und Text berichtet er über neue Erkenntnisse vom Familienleben des größten und schwersten Raubtiers der Erde.

Foto: L. Wejsman

Die Dressur eines Schimmelpilzes

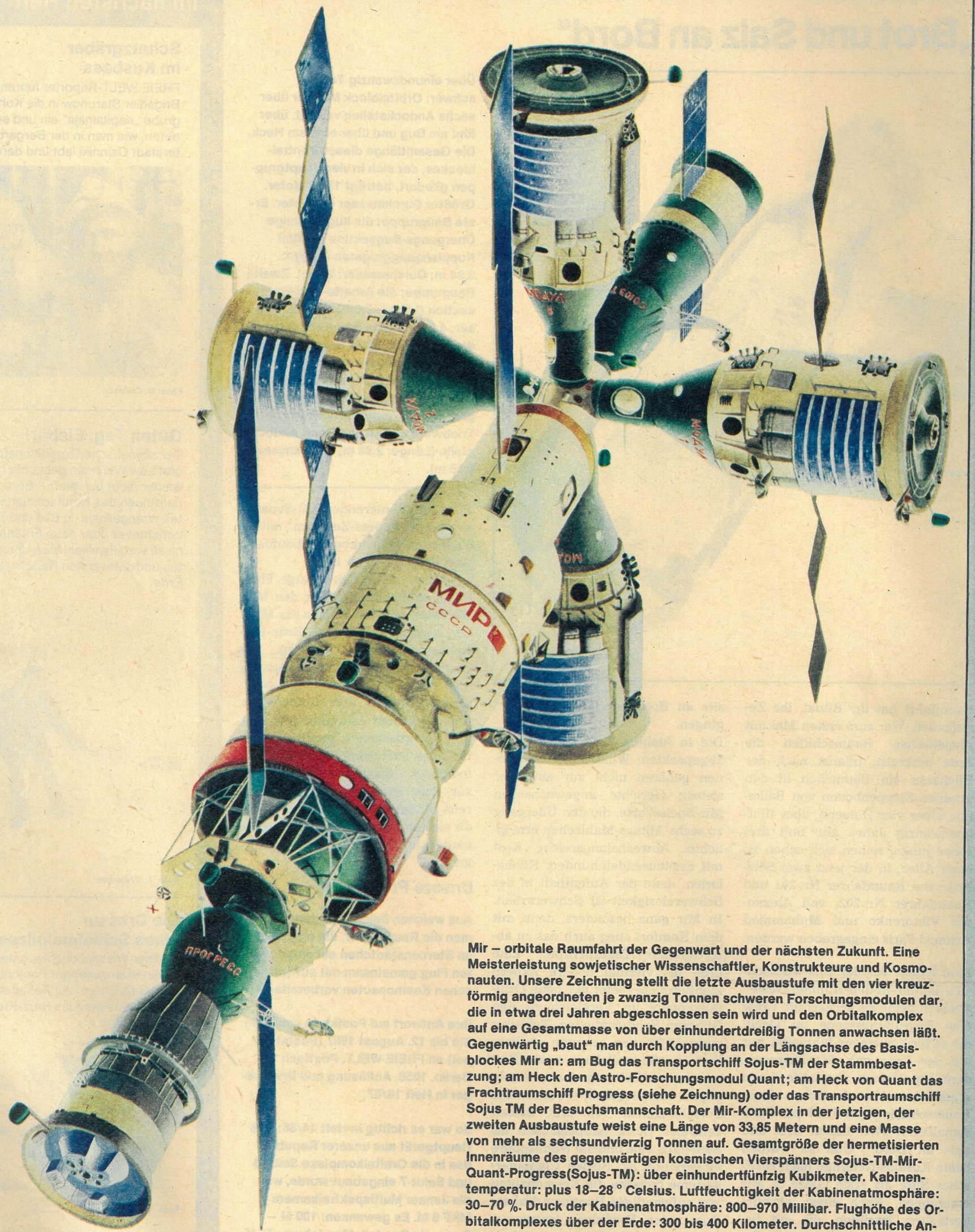
Berliner Wissenschaftler entwikkelten in langwieriger Forschung ein neues Enzym zur Feststellung von Krankheiten des Herz-Kreislauf-Systems.

Foto: D. Christel

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Von Wostok zu Mir

FREIE WELT



Mir – orbitale Raumfahrt der Gegenwart und der nächsten Zukunft. Eine Meisterleistung sowjetischer Wissenschaftler, Konstrukteure und Kosmonauten. Unsere Zeichnung stellt die letzte Ausbaustufe mit den vier kreuzförmig angeordneten je zwanzig Tonnen schweren Forschungsmodulen dar, die in etwa drei Jahren abgeschlossen sein wird und den Orbitalkomplex auf eine Gesamtmasse von über einhundertdreißig Tonnen anwachsen läßt. Gegenwärtig „baut" man durch Kopplung an der Längsachse des Basisblockes Mir an: am Bug das Transportschiff Sojus-TM der Stammbesatzung; am Heck den Astro-Forschungsmodul Quant; am Heck von Quant das Frachtraumschiff Progress (siehe Zeichnung) oder das Transportraumschiff Sojus TM der Besuchsmannschaft. Der Mir-Komplex in der jetzigen, der zweiten Ausbaustufe weist eine Länge von 33,85 Metern und eine Masse von mehr als sechsundvierzig Tonnen auf. Gesamtgröße der hermetisierten Innenräume des gegenwärtigen kosmischen Vierspänners Sojus-TM-Mir-Quant-Progress(Sojus-TM): über einhundertfünfzig Kubikmeter. Kabinentemperatur: plus 18–28 ° Celsius. Luftfeuchtigkeit der Kabinenatmosphäre: 30–70 %. Druck der Kabinenatmosphäre: 800–970 Millibar. Flughöhe des Orbitalkomplexes über der Erde: 300 bis 400 Kilometer. Durchschnittliche Anzahl der Erdumkreisungen pro Tag: 15,7 bis 15,8. Start des Basisblockes Mir: 21. Februar 1986. Voraussichtliche Betriebsdauer: acht bis zehn Jahre.

Zeichnungen: Michael Römer; Text und Redaktion: Karl-Heinz Eyermann.

Siehe auch Seite 55